

3 | 2016
45. Jahrgang

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



Baden-Württemberg

LANDESDENKMALPFLEGE



Die Kolossalstatuen des hl. Dominikus und der hl. Katharina in den Restaurierungsateliers der Denkmalpflege in Esslingen.
Foto: RPS-LAD, Jochen Ansel

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT
DER LANDESDENKMALPFLEGE

3/2016 45. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N. gefördert vom Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde.

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Prof. Dr. Claus Wolf
Schriftleitung: Dr. Irene Plein
Stellvertretende Schriftleitung: Grit Koltermann

Redaktionsausschuss:

Dr. Andrea Bräuning, Dr. Dieter Büchner, Dr. Andreas Haasis-Berner, Dr. Dörthe Jakobs, Daniel Keller, Dr. Melanie Mertens, Dr. Claudia Mohn, Dr. Karsten Preßler, Dr. Anne-Christin Schöne, Susann Seyfert, Dr. Elisabeth Stephan
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart

Lektorat: André Wais / Tina Steinhilber
Gestaltung und Herstellung: Hans-Jürgen Trinkner, Rainer Maucher
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft, Nicolaus-Otto-Straße 14, 89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 26 700



Das für diese Zeitschrift verwendete FSC-zertifizierte Papier *LumiSilk* liefert Papier-Union, Ehingen.

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Inhalt

- 149 Editorial
- 150 Bäume, Brunnen, Brücken
Gartendenkmalpflegerische Maßnahmen im Schwetzingen Schlossgarten
Hartmut Troll
- 157 Zwei Heiligenfiguren aus der katholischen Marienkirche in Bad Mergentheim
Ein außergewöhnliches Restaurierungsprojekt und der Testlauf für eine 3-D-Dokumentation
Jochen Ansel/Christine Gerling/
Sabine Hofmeister/Silke Schick
- 164 Stärkung der europäischen Identität
Das Kulturerbe-Siegel
Michael Goer
- 167 „Kilian braucht's“
Wie die Mundelsheimer Kilianskirche und ihre Wandmalereien gerettet wurden
Anja Brodbeck-Holzinger/Dörthe Jakobs/
Karsten Preßler
- 177 Zwei vergessene Planer im Umfeld der Weißenhofsiedlung
Die Geschwister Hans und Hilde Zimmermann
Inken Gaukel/Frank-Michael Lange
- 183 Zwischen Goethehaus und Baustoff-Experiment
Albert Speers Zweifamilienhaus in Heidelberg
Melanie Mertens
- 189 Wo einst Klosterfrauen lebten
Die neue Jugendherberge im früheren Klostergebäude der Rottweiler Dominikanerinnen
Stefan King/Monika Loddenkemper
- 194 Ein prachtvoller Raum – die Schlosskapelle in Heiligenberg
Erste Schritte zu einem restauratorischen Konzept
Teresa Kolar/Martina Goerlich
- 201 Die „Freunde der Sindelfinger Altstadt“
Erfolgreiches Engagement eines Bürgervereins für den Denkmalschutz von 1976 bis 1989
Martin Strotz
- 205 Moorarchäologische Untersuchungen in Olzreute-Enzisholz
Ausgrabung zur Großen Landesausstellung für Besucher geöffnet
Sabine Hagmann/Insa Alice Lorenz/Oliver Nelle/
Anja Probst-Böhm/Claus Wolf
- 208 Viele Käfer, aber keine Vorratschädlinge
Fehlen Vorratsschädlinge in Feuchtbodensiedlungen wirklich?
Edith Schmidt
- 213 Mit der Leiter in die Römerzeit
Ein römischer Keller in Heidelberg-Bergheim
Anita Gaubatz-Sattler
- 217 Ortstermin
Limes in Farbe
Das bunte Limestor auf der Landesgartenschau 2016 in Öhringen
Stephan Bender
- 219 Rezension
- 219 Mitteilungen
- 223 Ausstellung
- 224 Neuerscheinung
- 224 Personalien

Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
IBAN DE02 6005 0101 7495 5301 02
BIC SOLADEST600.
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

die neue Landesregierung von Baden-Württemberg ist seit rund drei Monaten im Amt. Die Denkmalpflege ist fachlich im neuen „Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg“ verankert. Dieses Ressort ist zugleich Oberste Denkmalschutzbehörde des Landes. Den damit verbundenen Aufgaben und Herausforderungen sehen wir erwartungsvoll entgegen. Sie werden in dieser Legislaturperiode regelmäßig über Aktivitäten und Projekte der Denkmalpflege informiert – auch vor dem Hintergrund, dass die Stärkung des Denkmalschutzes im Koalitionsvertrag der Regierungsparteien ausdrücklich festgehalten wurde.

Am 31. Oktober nächsten Jahres jährt sich die Reformation als deutsches und europäisches Ereignis zum 500. Mal. Das ganze Jahr 2017 über wird es in Deutschland zu diesem Jubiläum Veranstaltungen geben. Baden-Württemberg als Heimstatt von bedeutenden Persönlichkeiten der Reformation wie beispielsweise Philipp Melanchthon aus Bretten oder Johannes Brenz aus Weil der Stadt wird prominent vertreten sein. Die Denkmalpflege selbst wird bedeutende Kirchen und andere herausragende Gebäude in Baden-Württemberg vorstellen, die im engen Zusammenhang mit dem Reformationsgeschehen stehen. Auch wird zum Beispiel ein bundesweit einzigartiges Projekt „Reformatoren-Fensterzyklus“ durchgeführt, das von der Staatsministerin für Kultur und Medien der Bundesregierung, Monika Grütters, finanziell unterstützt wird. Hierzu wird es auch eine Veranstaltung geben.

Interessant wird auch das „Europäische Jahr des kulturellen Erbes“ werden. Die Initiative hierfür geht auf die Bundesrepublik Deutschland zurück; die Europäische Kommission hat den Vorschlag aufgegriffen und ein solches Jahr für 2018 vorgeschlagen. Ein wichtiger Schwerpunkt für Deutschland in diesem europäischen Themenjahr wird die Denkmalpflege sein. Baden-Württemberg liegt geografisch im Herzen Europas, und die kulturellen Einflüsse der benachbarten Nationen – etwa die Baukunst aus Italien und Frankreich – haben den deutschen Südwesten mit geprägt und sind

bis heute sichtbar. Wir können uns also auf schöne Beiträge der Denkmalpflege im europäischen Kulturjahr 2018 freuen.

Aufmerksam machen möchten wir Sie zudem auf das „Europäische Kulturerbe-Siegel“. Die Europäische Kommission zeichnete 2015 das Hambacher Schloss und die Rathäuser in Münster und Osnabrück als Stätten des Westfälischen Friedens mit diesem Siegel aus. Die qualitativen Anforderungen zur Verleihung des Siegels sind, das ist schon aus den beiden genannten Stätten erkennbar, sehr hoch. In diesem Heft finden Sie nähere Informationen über das Kulturerbe-Siegel. Das Landesamt für Denkmalpflege greift gerne ausgearbeitete Vorschläge von Stätten aus Baden-Württemberg mit klarem europäischem Bezug auf und wird deren Chancen für ein „Europäisches Kulturerbe-Siegel“ prüfen. Nicht zuletzt möchten wir Sie herzlich zum „Tag des offenen Denkmals“ am Sonntag, 11. September 2016, einladen. Informationen zu den rund 850 Veranstaltungen im Land an diesem bundesweit begangenen Tag können Sie unter www.denkmalpflege-bw.de abrufen. Die Eröffnungsveranstaltung zum Tag des offenen Denkmals für Baden-Württemberg findet tags zuvor, am 10. September, ab 16 Uhr im Rokoko-Theater des Schwetzingen Schlosses statt. Sie geht ab 19 Uhr in eine „Nacht des offenen Denkmals“ über. Viele Überraschungen in der ehemaligen barocken kurfürstlichen Sommerresidenz Schwetzingen sind zu erwarten.

Das Motto des Tags des offenen Denkmals lautet für 2016 „Gemeinsam Denkmale erhalten“. Es wurde von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz ausgegeben und lehnt sich an den Vorschlag des Europarats an, die „European Heritage Days 2016“ unter das Motto „Heritage and Communities“ zu stellen. Wir als das in der Landesregierung von Baden-Württemberg für Denkmalschutz zuständige Haus werden unseren Teil dazu beitragen, die vielen Kulturdenkmale in Baden-Württemberg zu erhalten. Wir sind dankbar für die Mitwirkung der Bürgerinnen und Bürger und der vielen ehrenamtlich in der Denkmalpflege tätigen Menschen, denen die Bewahrung des kulturellen Erbes unseres Landes am Herzen liegt.

In diesem Sinne wünschen wir Ihnen als treue Leserinnen und Leser des Nachrichtenblatts viel Freude mit dieser Ausgabe, denn es erwarten Sie schöne Beispiele herausragenden Engagements zum Erhalt von Kulturdenkmalen.



Dr. Nicole Hoffmeister-Kraut Mdl
Ministerin für Wirtschaft, Arbeit und
Wohnungsbau Baden-Württemberg

Katrin Schütz
Staatssekretärin im Ministerium für Wirtschaft,
Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg



Bäume, Brunnen, Brücken

Gartendenkmalpflegerische Maßnahmen im Schwetzingener Schlossgarten

In Vorbereitung auf den Welterbeantrag Schwetzingens 2010 wurden umfangreiche Forschungen angestellt, die auch unterschiedliche Aspekte der Gartengeschichte beleuchteten. Die für die Antragsteller unerfreuliche Entscheidung in St. Petersburg, die eine Überarbeitung des Antrags als zwingend notwendig erachtete, brachte die gartendenkmalpflegerischen Bemühungen selbstredend nicht zum Stillstand. Im Folgenden soll ein Überblick über die wichtigsten Projekte der vergangenen Jahre und ihren jeweils aktuellen Stand gegeben werden, die stets in Absprache zwischen Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg und dem Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart durchgeführt wurden.

Hartmut Troll

Lag der Schwerpunkt der ebenso umfangreichen wie behutsamen Restaurierungsarbeiten im Schwetzingener Schlossgarten in den 1970er und 1980er Jahren im so genannten Kreisparterre, wurden nachfolgend die anspruchsvollen Partien der Angloisen, etwa das Naturtheater, und die englischen Anlagen in ihrer Grundstruktur instand gesetzt. Nun rückten die beiden großen Boskette in den Blickpunkt.

Boskette

Boskette sind ein bedeutendes Hauptstück im barocken Lustgarten und galten dem führenden barocken Gartentheoretiker Dezallier d'Argenville als dessen größte Zierde. Sie bilden formal und funktional den Gegenpart zum offenen und übersichtlichen Parterre. „Das Ganze ist ein von geraden Wegen durchschnittener Wald“, wie es Hofgärtner Johann Michael Zeyher im ersten offiziellen Schwetzingener Gartenführer 1809 prägnant zusammenfasste (Abb. 2).

Dezallier d'Argenville unterschied in seiner Gartentheorie vier Typen an kleinen Lustwäldern, die in Schwetzingen alle Eingang in den Entwurf des formalen Lustgartens fanden. Das kleine Wäldchen mit hohen Spalieren bildet die Grundform der beiden großen Boskette. Deren schönstes Stück war – so die Forderung der Zeit – jeweils in der Mitte des Boskett anzulegen. Diese Mitte wurde in Schwetzingen als typologische Variation, als Boskett im Boskett ausgebildet: im nördlichen Boskett als Quincunx, im südlichen als Immergrünes Wäldchen. Der Boskett-im-Boskett-Entwurf ist raffiniert bis ins Detail durchkomponiert: Auf der

südlichen Seite zeigen die seitlichen Kabinettgrundrisse die Schnittstelle der Variation, und auf der nördlichen Seite wird durch Skulpturenischen ein äußerer quadratischer Raum definiert, in dem die Spiegelung sichtbar wird. Mit einer Gleichsetzung der Quincunx mit der Ordnung und dem Immergrünen Wäldchen mit der Unordnung, also mit dem Paradiesischen und Wilden, dem Apollinischen und Dionysischen, erfährt die Gestaltung eine ideengeschichtliche Aufladung und zeigt ihren Schöpfer, den Architekten und Hofgärtner Nicolas de Pigage, auch auf diesem Feld als ikonografisch anspruchsvollen Künstler.

2006 wurden bei einer „Untersuchung von Vasenstandorten im Schwetzingener Schlossgarten“ (Quellenrecherche und -auswertung, Grabungsdokumentation, Varianten der Wiederaufstellung) in den ehemaligen Nischen beider Boskettmitten



1 Freigelegtes Fundament der Steinvasen im nördlichen Boskett. Dezember 2011.



Fundamente der einst dort aufgestellten Vasen nachgewiesen (Abb. 1). Sie wurden behutsam freigelegt, vermessen und mit einer Betonplatte auf einem umlaufenden Streifenfundament überdeckelt. Nach Wiederherstellung der ebenfalls archäologisch durch Fundamentreste einer Treillageneinfassung evaluierten Nischen konnten die steinernen Figuren am ursprünglichen Standort wieder aufgestellt und die umgebende Pflanzung adäquat ergänzt werden.

Zeitgenössische Beschreibungen, Archivrecherchen und Analysen älterer Baumkataster belegten für das südliche Boskett zweifelsfrei eine ursprüngliche Bepflanzung des inneren Quadrats mit Fichten und Lärchen, die historisch um 1860 nach einem Zusammenbruch des Bestandes erneuert wurde und in einzelnen Bäumen als historisches Relikt noch vorhanden war. Diese inzwischen wiedergewonnene Pflanzenszusammensetzung macht das ursprüngliche Konzept, heimische Laubbäume in den Randbereichen des Ovals und Gruppen von Nadelgehölzen im inneren Quadrat, als räumliche Verschränkung zweier Boskettformen wieder sichtbar. Durch eine kleine, aber gewichtige Korrektur wurde diese typologische Variation als zentrales Entwurfsprinzip wieder lesbar. In der Stärkung des Unterschieds liegt neben der selbstverständlichen Erhaltung des Bestandes in seiner geschichtlichen Gewordenheit eine Seite der Glaubwürdigkeit des Denkmals.

Südliches Boskett: Buche gegen Buchen

Ebenfalls 2006 wurde in der Mitte des südlichen Bosketts das so genannte Oval mit einer Buchenpflanzung, die wieder als „Palissades percées en

arcades“ ausgebildet werden soll, gerahmt. Wichtiger Bestandteil der gartendenkmalpflegerischen Rückführung sind die raumbildenden Vegetationselemente mit diesem zentralen Heckensaal und dem boulin grin, der vertieften Rasenfläche in der Mitte. Von diesem Herzstück des Bosketts aus öffnen sich die Blickbeziehungen zu den vier wieder aufgestellten Vasen.

Eine vorhandene große Buche am inneren Rand des Ovals ist eines von vielen Beispielen spontaner Besiedlung der im 19. Jahrhundert durch Pflegeextensivierung entstandenen Heckenlücken, wo sich Buchen aufgrund optimaler Standortbedingungen am Rand dieser gartenkünstlerisch intendierten Lichtung zu großen und konkurrenzstarken Bäumen entwickeln konnten (Abb. 3). Das entscheidende Argument für den Fällantrag für diesen Baum war die Beeinträchtigung und Gefährdung der Buchenneupflanzung im Oval, die – wie heute absolut deutlich zu erkennen – im Bereich unter der großen Buche in der Konkurrenz um Wasser und Licht hoffnungslos unterliegt. Die Untere Naturschutzbehörde hat dem Antrag aber nicht stattgegeben, obwohl gutachterlich nachgewiesen artenschutzrechtliche Belange nicht berührt sind.

Nördliches Boskett: die Quincunx

Die Quincunx-Figur (Abb. 4), die typologische Pointe des nördlichen Bosketts, gleicht einem Baumraster in parallel versetzten Reihen, die in der Draufsicht das Muster der „5“ auf einem Würfel ergibt. Zu Beginn der gartendenkmalpflegerischen Maßnahme war aus der Anlagezeit neben der Wegestruktur und den vier leeren Rasenkompartimen-

2 Blick Richtung Westen über die Pflanzungen im südlichen Boskett mit zentralem Rasenoal und Buchen. November 2009.

3 Alte Buche am Rand des Ovals im südlichen Boskett. Juli 2015.



ten nur noch eine einzige Flatterulme am Rand vorhanden.

Das Baumraster wurde 2012 mit der Torgauer Flatterulme (*Ulmus laevis* „Torgau“) neu gepflanzt. Diese Ulmenart wird aus Saatgut von selektierten Mutterbäumen angezogen, die sich durch eine hohe Widerstandskraft gegen die Holländische Ulmenkrankheit auszeichnen. So konnte die historisch verbriefte Art Ulme gepflanzt werden, die in Schwetzingen im 18. Jahrhundert Träger aller komplexen grünen Architekturen war. Die verbliebene Original-Ulme war aber nicht nur hinsichtlich ihres Alterswertes von großer Denkmalbedeutung, sondern auch als Dokument und Quelle. Anhand der Überwallungen am Stamm konnte der historische, durch Schnitt erreichte Kronenansatz in 3,20 m Höhe nachgewiesen werden (Abb. 5), was auch exakt dem Pflanzabstand der Bäume entspricht.

„... dans un goût mixte et agréable“
(... in einem gemischten und angenehmen Geschmack/Stil)

Die typologische Zuordnung der großen Boskette zum Lustwäldchen mit hohen Spalieren impliziert eigentlich die Idee einer einheitlichen Baumhöhe von 30 bis 40 Schuh (1 Mannheimer Schuh/Fuß entspricht ca. 0,289 m), gemäß der im Parkpflegewerk (2005) genannten Referenz, Dezallier d'Argenvilles Standardwerk. Das formulierte Ziel, die Bäume regelmäßig auf den Stock zu setzen, wird heute doch deutlich relativiert. Der ursprünglich gemischte Artenbestand stellt eine eher einheitliche Höhenbegrenzung in Frage, und auch die zeitgenössische Rezeption deutet in eine andere Richtung.

Ein Bericht in den „Etrennes palatines“ im Jahre 1769 unterschied die kleinen Angloisen im Schwetzingen Schlossgarten von den „grands bosquets ... dans un goût mixte et agréable“. Hier öffnet sich möglicherweise eine Brücke zur zeitgleichen Gartentheorie, in der Jaques François Blondel explizit mit dem Mittel der Bepflanzung – immer unter Wahrung der künstlerischen Regeln – der Forderung nach mehr Natürlichkeit gerecht werden wollte. Die stilistische Zuordnung der Schwetzingen Waldstücke zum „goût mixte“ wurde vom Architekten de Pigage analog für einen Ludwigsburger Entwurf selbst so genannt. Diese machte sich, so ist zu vermuten, entgegen dem heutigen Verständnis dieses Begriffs an den geschlängelten Wegen innerhalb der Gehölzflächen sowie einem geringeren Formierungsgrad der Gehölze fest. Die Bepflanzung geschah mit Baumarten verschiedener Ordnung, nicht mit einer einzigen Art, wie es in klassischen hochbarocken Boskettten mit ihrer klar definierten Höhenbegrenzung oft üblich war. So finden sich in den Schwetzingen Boskettten Buchen und Eichen sowie verschiedene Arten der zweiten Baumschicht (Hainbuche, Weißdorn,

4 Fertiggestellte Quincunx-Anlage. Mai 2012.



Mehlbeere, Ahorn, Kirsche) in ihrer Wirkung als räumlich dezent gestaffelte, aber nicht formierte vertikale Ergänzung. Im Gartenführer von 1809 gab Hofgärtner Zeyher den Raumeindruck entsprechend wieder: „In dieser Parthie, sowie im ganzen Garten, bewundert man den üppigen Wuchs der Bäume und Gesträuche.“

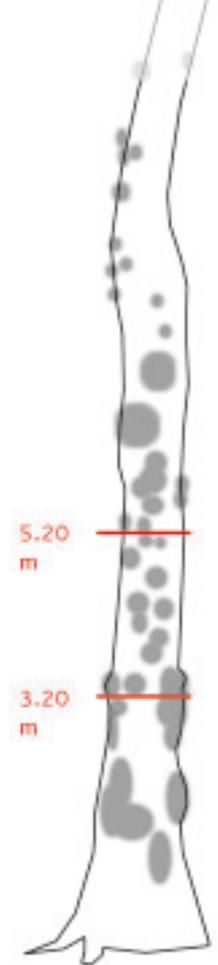
Diese Art der Bepflanzung galt offenbar innerhalb einer geometrischen Grundordnung als „entre le goût anglois et françois, que j’embrasse“ („zwischen dem englischen und französischen Geschmack/Stil, die ich umarme“, wie de Pigage formulierte. Und so erscheinen diese beiden großen Baumstücke im Bericht der „Etrennes palatines“ als Vorläufer der neuen Gartenauffassung eines natürlichen Stils, die aber in einem klassischen Architekturkanon verankert blieben.

Wege, Vegetation und Wasser am Merkurtempel

Friedrich Ludwig von Sckell steht für die zeittypische Vereinigung von versiertem Botaniker und bildendem Gartenkünstler. Er lernte in Paris in den berühmten botanischen Gärten bei André Thouin und konnte mehrere Jahre in England die Sammlungen fremdländischer Gehölze und die neue Gartenkunst, den landschaftlichen Stil, studieren.

Die englische Partie um den Merkurtempel gilt als sein Reifewerk in Schwetzingen (Abb. 6). Carl Kunz bemerkte 1793 zu seiner Ansicht des Merkurtempels in Aquatinta: „Die Zeichnung ist äußerst richtig, und des Hrn. von Bigage Erfindungsgabe in Architektur, besonders aber der durch Kunst, vom Hofgärtner Skehl verschoenerten Natur, in den wilden Parthien zu loben.“ In dasselbe Horn stößt Hofgärtner Zeyher, wenn er im Gartenführer 1809 die Szenerie um den Merkurtempel als „das lieblichste Landschaftsgemälde, das denkbar ist“ charakterisiert. Heute wird der Vegetationsbestand weder in der Artenzusammensetzung noch in der räumlichen Komposition noch in der malerischen Wirkung dem hohen Stand der Entstehungszeit gerecht.

Der Abschluss der Sanierungsarbeiten am Merkurtempel im Jahre 2013 war der Anlass, das seit Langem ausstehende Konzept zur gartendenkmalpflegerischen Entwicklung des gesamten Umfeldes in Angriff zu nehmen. Ziel war es, die Parameter und Merkmale der gestalterischen Komposition durch wissenschaftliche Untersuchungen zu bestimmen. Schon bald wurde in größerem Umfang als bisher angenommen deutlich, dass auch die Wegeführung unmittelbar um den Merkurtempel nachteilig verändert worden war. Eine Expertenrunde mit Jost Albert, Leiter der Gärtenabteilung der Bayerischen Schlösserverwaltung, und Ludwig Trauzettel, Leiter der Abteilung Gärten der Kulturstiftung



Dessau Wörlitz, bestätigte im November 2014 die Erkenntnisse, dass Änderungen in der Vegetation (Auslichtungen und Nachpflanzungen) und im Bereich des Merkurtempels Korrekturen der Wegeführungen wünschenswert wären, um sich der v. Sckell’schen Anlage wieder anzunähern. Darüber hinaus wären die Wegeführung um den Moscheeweiher, kleinere aber bedeutende Abschnitte der Uferlinie und die Topografie um den Merkurtempel eingehend zu prüfen.

Es ist ein gemeinsam formuliertes Ziel, die nachteiligen Veränderungen in denkmalpflegerisch vertretbarem Umfang wieder rückgängig zu machen. So soll die für die Inszenierung des Ruinenmotivs so entscheidende Wegeführung direkt am Tempel nach Befund wieder sichtbar gemacht werden. Darüber hinaus könnte gegebenenfalls die Modellierung rund um den Merkurtempel mittels Überlagerung von Plänen und stichprobenartigen archäologischen Grabungen in Zusammenarbeit mit der Landesdenkmalpflege überprüft werden.

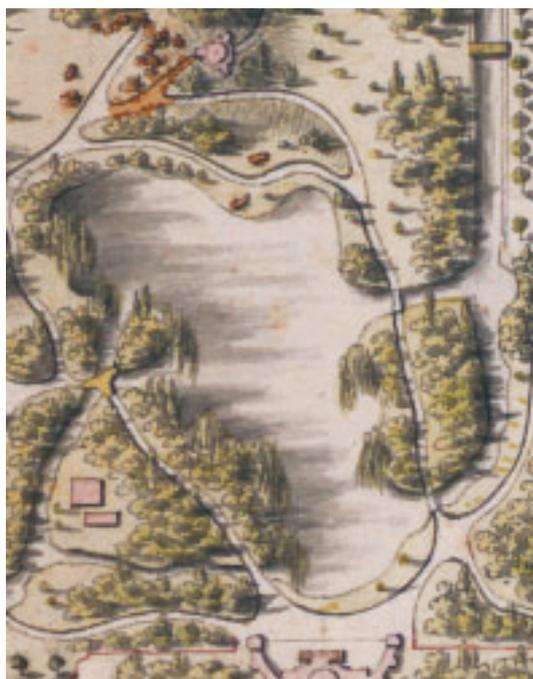
Die Klärung des Wegeverlaufs muss notwendigerweise einer genauen Bestimmung der bereits im Entwurf gestalterisch davon abgeleiteten Pflanzränder und -kompositionen vorausgehen. Erst dann können die „Landschaftsbilder“, die sich ja dem Betrachtenden von – durch die Wegeführung vorgegebenen – bestimmten Punkten aus präsentieren, behutsam und über längere Zeiträume aus der heutigen Vegetation herausgearbeitet und in Teilen nachgepflanzt werden.

5 a und b Historische Ulme als Referenzobjekt für die Aufstahöhe der jungen Quincunx-Bäumchen. November 2011. Daneben bearbeitete Darstellung der nachgewiesenen Aufstahöhen.



6 Blick über den Moscheeweiher auf den Merkurtempel mit Pyramidenpappeln. März 2016.

Offenkundigsten Handlungsbedarf zeigen die großen Pyramidenpappeln am Merkurtempel, deren Austausch zur Wiedergewinnung einer proportionsgerechten Staffagegestaltung im Parkpflegewerk (2005) wie auch im Managementplan des Welterbe-Antrages (2009) bis spätestens 2014 vorgesehen war. Die Bäume wurden in den 1970er Jahren nach der Ansicht „Die Ruine des Merkur Tempels“ (Carl Kuntz, 1795) gepflanzt. Historische Gartenpläne von 1806 und 1809 zeigen aber für die Pappeln im Gelände tiefer liegende Standorte (Abb. 7). Über einen systematischen Vergleich mit Reisebeschreibungen, Gartenführern und anderen Bildquellen stellte sich heraus, dass die historischen Standorte der Pappeln tatsächlich an den im Plan verzeichneten Orten waren, wobei sich dort auch das Problem ihrer Größe relativieren würde. An ihren ursprünglichen Standorten dienten sie, wie v. Sckell 1825 schreibt, zur Komposition von Übergängen mit pflanzlichen Kontrasten. „Diese Eigenenthümlichkeit liefert vorzüglich der italienische Pappelbaum, der sich pyramidenförmig und schlank



7 Ausschnitt Moscheeweiher mit Moschee und Merkurtempel aus dem „Plan des Churfürstlichen Badischen Hoffgarten zu Schwetzingen“ von Schneeberger 1806. Linker Bildrand Mitte: Dreiarmige Brücke mit Verbindung zur Insel.

in den Lüften trägt“. Am Merkurtempel selbst folgte die „vortreffliche und hinreißend schöne Pflanzung“ (Zeyher) einer anderen Idee. „Ein Theil dieses Gebaueses sei mit kostbaren Bäumen umgeben“, schrieb Jean Charles Krafft 1809, und eine dieser besonderen Arten war die Weymouths-Kiefer, die mit Lärche und Fichte den dunkelgrünen Hintergrund bildete, der gemeinsam mit den glühenden Vogelbeeren als Akzent das Ruinenmotiv skizzierte.

Im Winter 2014 wurde bei einem Termin mit der Landesdenkmalpflege die Pappelerneuerung inklusive der Standortkorrektur nach Befund besprochen und einvernehmlich befürwortet. Darüber hinaus wird das Herausschälen der gesamten v. Sckell'schen Komposition im Rahmen der Bestandspflege innerhalb mehrerer Jahre Schritt für Schritt geschehen.

Dreiarmige Brücke

Ein besonderes Moment der v. Sckell'schen Gestaltung dieser Partie war die ehemalige dreiarmige Drehbrücke im chinesischen Stil, die einst die südliche Moscheeweiher-Insel an das Wegenetz anschloss (Abb. 8). Dort werden zudem wesentliche Blickbeziehungen zum Merkurtempel und der gegenüberliegenden Brücke elegant mit einer konzeptionell enorm wichtigen Änderung der Wegerichtung verbunden. Schon um diese wichtige Schlüsselstelle in ihren Funktionen wieder zur Geltung zu bringen, aber auch als gestalterische Besonderheit sollte die heutige einfache Holzbrücke an der ursprünglichen Stelle wieder durch eine dreiarmige Brücke ersetzt werden. Das Fundament der ehemaligen Drehbrücke wurde bei der Entschlammung des Moscheeweiher 2012/13 wiederentdeckt.

Die dreiarmige Brücke ist auf Plänen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchweg dargestellt. 1830 wird bei Leger die Drehbarkeit der Brücke bereits als vergangene Eigenschaft beschrieben. Eugen Huhn erwähnt 1850 eine chinesische Brücke, womit sie letztmals in den derzeit bekannten Quellen belegt ist. Sie ist somit für die gesamte denkmalpflegerisch relevante Hauptschicht unter v. Sckell und Zeyher nachgewiesen und entsprach nach der Quellenlage eindeutig dem Typus der palladianischen Bogenbrücke. Ihr Ersatz durch eine einfache Stegbrücke geschah also in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Auf dem Plan von Schweitzer im Jahre 1923 ist diese erstmals zu sehen.

Eine dreiarmige chinesische Drehbrücke ist selbst für den chinaverliebten Landschaftsgarten am Ende des 18. Jahrhunderts in dieser Merkmalskombination einmalig. Diese gartenkunstgeschichtliche Besonderheit stützt lediglich die Überlegung,



die heute vorhandene, einfache Brücke wieder durch eine dreiarmlige Brücke in noch zu bestimmender Gestalt zu ersetzen, primär um diese konzeptionelle Schlüsselstelle in ihrer Polyfunktionalität wieder zur Geltung zu bringen. Das Projekt als solches ist dem Grundsatz nach mit dem Landesamt für Denkmalpflege bereits abgestimmt.

Umwandlung mancher Rasen zur Wiese

Um die landschaftlichen Partien im Schwetzingener Schlossgarten wieder möglichst vollständig an das von v. Sckell intendierte Bild, wie es nach heutigem Wissen verstanden werden kann, heranzuführen, sollen die bis dahin einförmig kurz gehaltenen Rasenflächen in diesen Bereichen hin zu höheren, artenreichen Wiesen entwickelt werden. Hierzu besteht eine Kooperation mit der Universität Kassel, die die Maßnahme über Vegetationsaufnahmen, Standortanalysen und die Erarbeitung von Vorschlägen für die Pflegeumstellung begleitet, um die Entwicklung in der gewünschten Weise zu lenken. Dies geschieht bereits, vor allem durch Anpassung der Schnitthäufigkeit, Absenkung des Nährstoffniveaus mittels Entfernung des Schnittgutes und zukünftig auch gezielte Ansaaten. Als ein sehr schön entwickeltes Beispiel ist die bereits vor 20 Jahren umgestellte Schwetzingener Feldherrenwiese anzusehen (Abb. 9).

Naturverjüngung

Die Vitalität des Baumbestandes im Schwetzingener Schlossgarten, vor allem die der alten Bäume, wird genau beobachtet, auch hinsichtlich Reaktionen auf das sich ändernde Klima. Eine erste Untersuchung wertete im Jahre 2009 die naturräumlichen Standortbedingungen in dieser Hinsicht aus, um den Rahmen möglicher verbessernder Eingriffe bestimmen zu können. Im vergangenen Jahr wurde damit begonnen, Naturverjüngung der großen alten Eichen in den landschaftlichen Partien aufzuziehen. Dazu wurden Eichensämlinge, also junge Eichenpflänzchen, die im Laufe des Jahres im Schlossgarten entdeckt wurden (die betreffenden Flächen wurden dann bis zum Herbst nicht mehr gemäht), gesammelt und in Töpfe gepflanzt. Sind sie groß genug, werden sie in die Baumschule übersiedeln. Bis sie irgendwann einmal – sobald nötig – ein an den Standort angepasster, in der Tradition des Gartens stehender Ersatz für ihre mächtigen „Elternbäume“ sein können.

Hirschbassin

Das Hirschbassin, ein als recht zentral wahrgenommenes Element des Schwetzingener Schlossgartens, wurde im vergangenen Jahr 2015 eingehend vom Büro für Bauforschung Achim Wendt archäolo-

8 *Heutige Situation: Brücke ohne Verbindung zur Insel. März 2015.*

9 *Wiese im landschaftlichen Teil des Schlossgartens. Mai 2015.*

Glossar

Angloise

Boskettform „Bosquets à l'angloise“ (englische Boskette) als zeittypische Variante. In der Organisation des Grundrisses nimmt das Labyrinthische zu. Das Streben nach mehr Natürlichkeit und Abwechslung fördert kleinräumige und komplexe Wegesysteme.

Boskett

(frz. „Bosquet“: Wäldchen, Gehölz, Dickicht; ital. „Boschetto“: kleines, sich nicht weit erstreckendes Gebüsch). Hecken- und Niederwaldbereiche des Gartens, von dichten, in geometrisch exakten Formen geschnittenen Hecken oder von Bäumen gerahmt; „Gebüsch“, „Lust-Gebüsch“, „Lustwäldchen“. Eigene Gartenpartien, die sich meist seitlich und hinter den offenen, weitläufigen Parterres anschließen.

10 *Archäologische Grabungen am Hirschbassin. Fundament des ehemals bogenförmigen Beckens. Mai 2015.*



Boulin grin

Parterrereform; deutsch: Rasenplatz. Vertieftes Parterre; kann als einfache Rasenfläche oder mit Broderien, Rabatten, Brunnen, Skulpturen oder Baumbeplantungen ausgestattet sein.

Palisades percées en arcades

von Arkaden durchbrochene Palisaden

Parterre

(frz. „par terre“: am Boden; ital. „partire“: teilen). Niedrige, flache Schmuckbeete; nehmen den besten Platz in der Nähe des Schlosses ein. Sein flächiger Charakter und die flache Ausgestaltung wurden zusammen mit den arabischen Ornamenten in Verbindung mit Stickereien und Teppichen gebracht.

Quincunx

Boskettform „Bosquets plantés en quinconces“ (Fünferanordnung). Im 18. Jh. häufig verwendete, hoch artifizielle Form gegeneinander versetzter Baumreihen. „Nach der Schach-Spiels-Art gepflanzte Gebüsch“ bestehen aus hochstämmigen Bäumen, die in einem regelmäßigen orthogonalen Raster, ähnlich einem Schachbrett gepflanzt sind.

Treillage

(deutsch: Gitterwerk, Latenwerk, Spalier). Laubengang; seitlich begrenzter Weg oder Gang mit gitterartiger (bogenförmiger) Konstruktion aus Holz oder Eisen. Hier: eine Kolonnade (Säulengang) aus Gitterwerk, die mit in die Pfeiler gepflanzten Ulmen umschlossen war.

gisch untersucht (Abb. 10). Dabei konnte nachgewiesen werden, dass es zusammen mit einem tiefer gelegenen Spiegelbassin 1767 erbaut wurde. 1803 wurde es unter v. Sckell wegen technischer Probleme beseitigt und in den 1820er Jahren unter Zeyher in deutlich verkleinerter Form und ohne Spiegelbassin wieder errichtet. Das Parkpflegewerk 2005 und der Managementplan zum Welterbe-Antrag 2009 sahen noch eine Rekonstruktion der ursprünglichen Brunnenanlage nach Befund vor. Heute wird dem Umstand, dass es sich bei dem kleineren Becken um eine seit 200 Jahren existierende Denkmalschicht handelt, zu Recht großes Gewicht beigemessen. Die gestalterischen Interventionen des 19. Jahrhunderts sind Teil der denkmalpflegerischen Zielstellung für den Schwetzingener Schlossgarten, die ansonsten das 18. Jahrhundert in vereinfachter Ausstattung (Protocollum Commissionale) ins Auge fasst. Relativierend wirkt, dass im Vergleich mit anderen Umgestaltungen des 19. Jahrhunderts vermutet werden kann, dass die Gestalt des kleineren Beckens nicht unmittelbar intentionaler Teil, sondern seine reduzierte Form der Ausführung der Sparsamkeit geschuldet war. Hofgärtner Zeyher, der nachweislich die Situation ohne Becken bevorzugte, entschuldigte in seinem Gartenführer geradezu das kleine Becken, und Leger kritisierte als Zeitgenosse 1830 die Unproportionalität im Verhältnis zur monumentalen Figurengruppe der Hirsche. Auch in diesem Fall sind noch viele Aspekte sorgfältig abzuwägen. Die Prüfung der restauratorischen Praxis der letzten 45 Jahre und die zeitliche Abfolge der unterschiedlichen Vergesellschaftung der Elemente der räumlichen Grundstruktur ergaben eine konsequente Rückführung aller Ausstattungselemente auf die Zeitschicht Ende des 18. Jahrhunderts, sodass das Becken als ungleichzeitiger Rest übrig blieb und gewissermaßen einen Hybrid konstituiert. Unbenommen einer Entscheidung haben die Untersuchungen den Betrachtungsrahmen erweitert. Was bedeutet dies für das Verständnis der benachbarten und vergesellschafteten Elemente? Wie ist das Verhältnis zwischen dem materiellen und dem immateriellen Erbe abzuwägen? Was heißt Unvollständigkeit in diesem Denkmalkontext? Viele Fragen blieben offen. Der Schwetzingener Schlossgarten birgt bis heute Geheimnisse – und der gartendenkmalpflegerische Umgang damit stellt sich immer wieder neu als Herausforderung dar.

Literatur

Achim Wendt, Büro für Bauforschung, Dokumentation und Konzeption: Schloss Schwetzingen. Gartenarchäologische Überprüfung von Altwegen im Umfeld des Merkurtempels, Weinheim 2016, noch unveröffentlicht.

VB B-W, SSG: Archivrecherchen im Rahmen der Maßnahmen, zum Beispiel: Unterhaltskosten Schlösser und Gärten in Mannheim und Schwetzingen zur Zeit der Anlage der Partie um den Merkurtempel 1786–1794 (2014); Instandsetzung der Garten- und Brunnenanlagen 1810–1830 Schlossgarten Schwetzingen (2015); Recherche zu den Brücken im Schlossgarten Schwetzingen 1830–1868 (2015).

Achim Wendt, Büro für Bauforschung, Dokumentation und Konzeption: Schloss Schwetzingen, R.N.K. Bauarchäologische Untersuchung am sog. „Hirschbassin“. Kurzbericht, Weinheim 2015.

Bellin-Harder, Universität Kassel: Vegetationskundliche Untersuchung der Wiesen und Gehölzränder im Landschaftsgarten Schwetzingen, Kassel 2015.

Laurence Daguin: Schlossgarten Schwetzingen, main results of the historical researches (maps, views, written sources), Bruchsal 2014.

VB B-W, SSG: Ergebnisprotokoll der Expertenrunde zur v. Sckell'schen landschaftlichen Partie um den Merkurtempel im Schwetzingener Schlossgarten (5.–7. 11. 2014); Bezug: AZ S0–3360/1–239; Bruchsal, 10. 11. 2014.

VB B-W, SSG: Untersuchung Quincunx im Schwetzingener Schlossgarten und typologischer Vergleich, Bruchsal 2009.

Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg, Finanzministerium Baden-Württemberg & Stadt Schwetzingen: Schwetzingen. Kurfürstliche Sommerresidenz. Nominierung zur Eintragung in die Unesco Welterbeliste. Managementplan. Stuttgart 2009.

Ingenieurbüro Ellmann/Schulze GbR: Konzept zur Verbesserung der Wasserversorgung der Vegetation im Schlosspark Schwetzingen; 2009.

VB B-W, SSG: Untersuchung von Vasenstandorten im Schwetzingener Schlossgarten. Quellenrecherche und -auswertung, Grabungsdokumentation, Varianten der Wiederaufstellung. Bruchsal 2006, S. 37.

Vermögen und Bau Baden-Württemberg (VB B-W), Staatliche Schlösser und Gärten (SSG): Parkpflegewerk zur Instandsetzung und Unterhaltung des Gartens der kurfürstlichen Sommerresidenz Schwetzingen. Bruchsal 2005, Bd. 1–4.

Praktischer Hinweis

Alle Informationen rund um eine Besichtigung der Schloss- und Gartenanlagen finden Sie unter www.schloss-schwetzingen.de.

Prof. Dr. Hartmut Troll

Leiter des Referats „Historische Gärten“
Staatliche Schlösser und Gärten
Baden-Württemberg
Schlossraum 22 a
76646 Bruchsal

Zwei Heiligenfiguren aus der katholischen Marienkirche in Bad Mergentheim

Ein außergewöhnliches Restaurierungsprojekt und der Testlauf für eine 3-D-Dokumentation

Über eineinhalb Jahre verbrachten die beiden Kolossalstatuen des hl. Dominikus und der hl. Katharina aus der Barockzeit im Restaurierungsatelier des Landesamtes für Denkmalpflege in Esslingen. Ein Eingriff in den 1970er Jahren, der sich lediglich auf die Katharinenfigur bezog, hatte unterschiedliche Erscheinungsbilder und voneinander stark abweichende Erhaltungszustände zur Folge. Das Landesamt für Denkmalpflege nahm die vollständige Restaurierung der Raumschalen und Wandmalereien von Kirche, ehemaligem Kreuzgang und Marienkapelle zum Anlass, sich mit den Figuren zu befassen und schlug der Kirchengemeinde ein für jede Figur individualisiertes Bearbeitungskonzept vor, das in Zusammenarbeit mit zwei freiberuflichen Restauratorinnen umgesetzt wurde. Das Projekt war auch Anlass, eine auf dem Markt befindliche Software für 3-D-Dokumentationen zu testen.

Jochen Ansel/Christine Gerling/Sabine Hofmeister/Silke Schick

Die katholische Marienkirche in Bad Mergentheim wurde seit Juli 2013 umfangreich saniert und restauriert. Die Kirche des ehemaligen Dominikanerklosters geht in ihrer heutigen Form und Größe auf die Jahre zwischen 1312 und 1388 zurück. Ein dreischiffiges Langhaus mit einem lang gestreckten und im Schlussstein auf 1333 datierten Chor unter einem Kreuzrippengewölbe bilden die Hülle für eine Vielzahl von Ausstattungsgegenständen aus verschiedenen Epochen.

Nach der letzten Renovierungs- und Umbauphase in den frühen 1970er Jahren weist die Kirche einen eher nüchternen Raumeindruck auf. Betritt man sie durch das Westportal, fällt der Blick zunächst auf den von Kunstschreiner Johann Nepomuk Meintel aus Horb gefertigten und 1855 aufgerichteten Altaraufsatz im Chorabschluss, immerhin rund 50 m entfernt. Zwei weitere Altarwerke links und rechts des Triumphbogens aus dem 19. Jahrhundert mit integrierten Skulpturen und Elementen aus der Spätgotik ziehen dann die Aufmerksamkeit des Kirchenbesuchers auf sich. Mehrere Einzelskulpturen, Leinwandgemälde und Wandmalereien im Schiff und im Chor runden den bemerkenswerten Ausstattungsbestand der Marienkirche ab.

Im späten 17. Jahrhundert gab es eine barocke Umgestaltung in der Marienkirche. In der von Stadt-

pfarrer Karl Zimmerle 1881 veröffentlichten „Geschichte der Marienkirche in Mergentheim“ ist zu lesen: „Prior Reißig ließ 1688 den Hochaltar neu machen“. Es muss sich um ein mächtiges Altarwerk gehandelt haben, von dem heute bis auf zwei kolossale Skulpturen, jede über 3 m hoch und knapp 500 kg schwer, nichts mehr überliefert ist (Abb. 1; 2). Bei den Skulpturen handelt es sich um die Heiligen Dominikus und Katharina, beide sind jeweils aus einem Eichenstamm gearbeitet und mit Lindenholanstückungen versehen (Abb. 3). Durch eine dendrochronologische Untersuchung konnte für das Eichenholz ein Fälldatum von 1686 nachgewiesen werden. Man kann nach archivalischer Auswertung von Uwe Reiff davon ausgehen, dass die Skulpturen das zentrale Altarbild flankierten, das ein Gemälde mit der Darstellung der hl. Magdalena bei der Fußwaschung Jesu zeigte. Dieses von Matthäus Zehender (1641–1697) gemalte Altarbild befindet sich heute im Altar der Schlosskapelle von Bad Mergentheim. Die beiden Figuren sind die einzigen Zeugnisse aus der barocken Umbauphase der Kirche und deshalb, wie auch wegen ihrer außergewöhnlichen Größe, von besonderer Bedeutung.

Zur leidvollen Geschichte des nach Misswirtschaft verarmten Dominikanerklosters gehört seine Aufhebung in der Folge der Säkularisation im Jahr





1 Dominikus vor der Restaurierung.

2 Katharina vor der Restaurierung.

3 Kartierung der Rückseite der Katharinenfigur. Die Anstückungen aus Lindenholz am Eichensamm sind violett, klaffende Öffnungen rot und Holzverluste grün angelegt.



1805 und die Umnutzung der Kirche ab 1817 für Private zur Verwendung als Lagerhalle für Gerätschaften. Sogar eine Obstpresse soll sich eine Zeit lang darin befunden haben. 1851 keimte der Wunsch in der katholischen Gemeinde, die Kirche wieder als liturgischen Ort zu nutzen. Dies führte 1853 zur Weihe der notdürftig sanierten Kirche und schloss mit der Weihe des neuen Choraltars 1855 ab. Zwischenzeitlich soll der barocke Hochaltar 1852 für 200 Gulden nach Königshofen verkauft worden sein. Nach dem Eintrag in ein Kirchenprotokoll vom 22. Dezember 1852 verliert sich jede Spur desselben. Eine historische Aufnahme der Kirche zeigt die Raumkonzeption des 19. Jahrhunderts mit den beiden Heiligenfiguren zu beiden Seiten des neuen Hochaltars auf Postamenten vor einer Wandvertäfelung (Abb. 4)

Figurenbestand und frühere Überarbeitungen

Im Zuge der Vorbereitung der Restaurierungsarbeiten der Marienkirche durch das Fachgebiet Restaurierung des Landesamtes für Denkmalpflege und in enger Zusammenarbeit mit dem von der Kirchengemeinde beauftragten Architekturbüro fiel

der Blick auf die beiden monumentalen Skulpturen, die bedeutungslos hinter dem Choraltar abgestellt waren (Abb. 5). Die erste Untersuchung an ihnen fand durch eine hinzugezogene freiberufliche Restauratorin vor Ort in der Kirche statt. Dabei konnten die Umstände der voneinander abweichenden Erscheinungsbilder geklärt und durch weiterführende Untersuchungen der bearbeitenden Restauratorinnen bestätigt und vervollständigt werden. Zu ihrer Herstellung 1688 erhielten beide Skulpturen polychrome Fassungen mit Metallaufgaben in Gold, Silber und Schwarz sowie fleischfarbenen Tönen an Gesichtern und Händen. Für das Jahr 1706 ist archivalisch eine Altarüberarbeitung überliefert. In dieser Zeit erhielten die Figuren ihre erste farbliche Überfassung, die die Erstfassung exakt wiederholte. Eine weitere komplette Altarneufassung kann anhand von Dokumenten dem Jahr 1797 zugeordnet werden, der mit ziemlicher Sicherheit die erste Weißfassung zuzuschreiben ist. Diese Auffassung entspricht dem Klassizismus, dessen schnörkellose weiße Flächen auf die Farbenpracht der Vorgängerepoche antworteten. Zwei weitere Weißfassungen, die anhand von Querschliffen nachgewiesen werden konnten, sind vermutlich um 1850 und um 1880

aufgetragen worden. Kleine Farbproben offenbaren, unter dem Mikroskop betrachtet (Abb. 6), die Abfolgen von Grundierungs- und Deckschichten, auch die jeweiligen Metallaufgaben der ersten beiden Fassungen sind deutlich sichtbar (Abb. 7). Nach der letzten Kirchenrenovierung in den 1960er Jahren, die den Rückbau vieler Elemente des 19. Jahrhunderts beinhaltete, gab es für die beiden Figuren offensichtlich keinen Platz mehr im Kirchenraum. Sie verblieben zunächst einige Jahre im Atelier und im Depot eines ortsansässigen Restaurators. Dort wurde zu Beginn der 1970er Jahre mit der Freilegung einer Figur begonnen. Während an der Katharinenskulptur die letzten drei Weißfassungen chemisch-mechanisch abgenommen wurden, blieb der heilige Dominikus, abgesehen von einigen Probefeldern, unangetastet. Da aber aus ungeklärten Gründen eine Aufstellung der beiden Heiligen in der Kirche nicht mehr vorgesehen war, veranlasste die Kirchengemeinde den Abbruch der Freilegung und lagerte die somit in ein unterschiedliches Erscheinungsbild gebrachten Heiligen in der Kirche hinter dem Choraltar ein. Die über mehrere Jahre währende unsachgemäße Lagerung der Figuren hat zu gravierenden Schäden geführt. Die erwähnten fünf Farbaufträge mit ihren jeweiligen Zwischenschichten sind zu einem dicken Schichtenpaket zusammengewachsen, das sich an vielen Stellen in spröden Schollen vom Untergrund löste und bereits großflächig abblätterte. Starke Pilzsporenbildung führte vor allem am Dominikus zu einer Vergrauung der Oberflächen. Sein Erscheinungsbild war in erheblicher Weise be-



einträchtigt und hätte unbehandelt einen Binde-mittelabbau mit weiteren unwiederbringlichen Fassungsverlusten zur Folge gehabt.

Die Katharina offenbarte einen völlig anderen Überlieferungszustand. Der Freilegung der 1970er Jahre sind – neben der weitgehenden Abnahme der klassizistischen Farbgebung – viele mechanische Beschädigungen an den verbliebenen Fassungen anzulasten. Scharfe Werkzeuge und Chemikalien haben zu dem angetroffenen Zustand mit zahlreichen Abrieben und Verlusten geführt. Zudem waren das Katharinengesicht sowie große Flächen an ihrer Rückseite nicht freigelegt worden, genau so wenig wie schwer zugängliche Stellen in Vertiefungen.

Restaurierungskonzept und Umsetzung

Die ausgeprägten Schadenssituationen und der Umstand, es mit zwei verschiedenen Erscheinungsbildern zu tun zu haben, machten die Erarbeitung eines Konservierungskonzeptes schwierig und stellte die Denkmalpflege vor eine große Herausforderung. In Abstimmung mit der Kirchengemeinde erfolgte zunächst der Transport der Kolossalfiguren in das bestens ausgerüstete Restaurierungsatelier des Landesamtes für Denkmalpflege in Esslingen, um eine intensive Betreuung der Res-

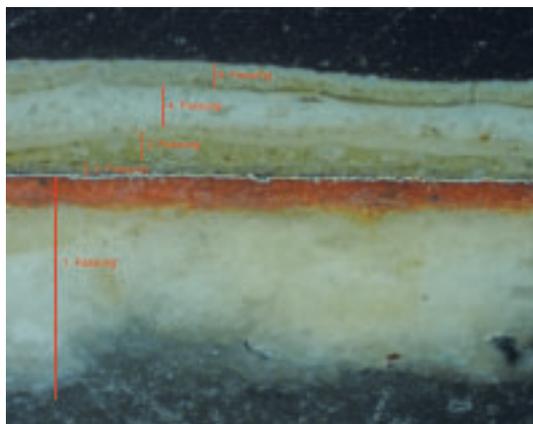
4 Die Aufnahme von 1950 zeigt die Raumkonzeption aus dem 19. Jahrhundert. Die Skulpturen standen damals ikonografisch verkehrt im Halbprofil dem Betrachter zugewandt.

5 Dominikus und Katharina hinter dem Choraltar, wie sie zu Beginn der Maßnahme angetroffen worden sind.



6 Silke Schick beim Entfernen der Übermalungsreste auf der Katharinenhand unter dem Stereomikroskop.

7 Fassungspräparat aus dem Bereich der Tunika des Dominikus. Unter dem Labormikroskop bei 100-facher Vergrößerung lässt der Querschliff die ersten beiden Blattsilberauflagen sowie die drei nachfolgenden Weißfasungen gut erkennen.



taurierungsarbeiten zu ermöglichen. Gleichzeitig einigte man sich mit der Kirchengemeinde darauf, die beiden Figuren zukünftig wieder angemessen und würdig im Kirchenraum zu präsentieren. Die Denkmalpflege favorisierte in der Folge eine Restaurierung jeder Figur in ihrem überkommenen Zustand, was zwei differierende Erscheinungen zur Folge hatte. Während bei Katharina so weit wie möglich die ursprüngliche Polychromie wieder zur Geltung und in die Wahrnehmung der Betrachter gerückt werden sollte, wurde für Dominikus die Erhaltung des monochromen Fassungsbestands als Restaurierungsziel angestrebt. Das für die Denkmalpflege gewichtigste Argument war die Bewahrung sämtlicher Übermalungsschichten am Dominikus als manifeste Dokumente der jeweiligen Überarbeitungsphasen. Für den Kirchenbesucher sollte die Umgestaltung von einstmalig mehrfarbig gestalteten Skulpturen, dem Zeitgeschmack folgend, in weiße Skulpturen erkennbar bleiben. In der Gegenüberstellung von abweichenden Erscheinungsbildern zweier in enger Verbindung zueinander stehenden Figuren nach abgeschlossener Restaurierung kam ein nicht alltägliches Konzept zur Vollendung. Bereits an dieser Stelle kann vorwegnehmend erwähnt werden, dass die beiden Skulpturen heute ausdrucksstark den Choral-

tar flankieren. Jede wirkt für sich, und im Zusammenspiel mit dem Altar ist ein überzeugendes Ensemble in der Marienkirche neu entstanden (vgl. Abb. 14).

In einem Bewerbungsverfahren wurden zwei freiberufliche Restauratorinnen ausgewählt, die in enger Abstimmung mit den Restauratoren des Landesamtes für Denkmalpflege die jeweiligen Konzepte zur Konservierung und Restaurierung detailliert ausarbeiteten und über Arbeitsproben sowie Arbeitsmuster verfeinerten. Zunächst waren an beiden Figuren umfangreiche Festigungsarbeiten notwendig, um die bereits gelösten und vom Ablättern bedrohten Farbschollen zu sichern und zu erhalten. Diese Bereiche wurden mit einem im Vorfeld erprobten Klebemittel hinterfüllt und somit wieder an den Holzträger gebunden. An beiden Figuren kamen Oberflächenreinigungen zur Ausführung. Besonders beim Dominikus führte die Entfernung der grauen, mit Pilzsporen versetzten Schmutzschicht zu einer deutlichen Aufhellung und somit zu einer erheblichen Aufwertung seines Erscheinungsbilds. Die konservierenden Eingriffe dienen der Substanzsicherung und bilden die Grundlage für eine nachhaltige Restaurierung. Auch bei Katharina trat nach der Reinigung die ursprüngliche farbige Fassung ihrer Gewänder in Gold, Silber und Schwarz wieder deutlich intensiver in Erscheinung. In enger Abstimmung mit der Kirchengemeinde, den beteiligten Vertretern vom Bauamt des Ordinariats Rottenburg und dem Architekturbüro fiel die Entscheidung, die ursprünglich fleischfarbene Gesichtsfassung der Katharina freizulegen, um auch hier zu einer Einheit mit der bereits früher freigelegten FassungsEbene der restlichen Figur zu gelangen. Die Ablösung der spröden Schichten konnte nur auf mechanische Art mit dem Skalpell in Millimeterschritten bei Verwendung von Stirnlupen ohne Beschädigung der freizulegenden Oberfläche vonstatten gehen. Diese Maßnahme verstärkte die Ausstrahlung der Figur in erheblichem Maß (Abb. 8; 9). Abschließend folgte eine auf den jeweiligen Fassungsbestand abgestimmte Retusche. An Katharina sind alle hell hervorstechenden Partien mit einer einheitlichen Graulasur versehen und dadurch optisch zurückgedrängt worden. Somit tritt die vorhandene Farbigkeit für den Betrachter wieder mehr in den Vordergrund. Beim Dominikus dagegen zielte das Konzept, wie bereits erwähnt, auf das Schließen und Komplettieren der überkommenen Weißfassung ab. In changierenden Weißtönen sind die Fehlstellen und Musterflächen der Vorgänger von den Restauratorinnen mittels einer feinteiligen Punktretusche geschlossen worden, was Dominikus wieder ein einheitliches Gesamterscheinungsbild verlieh (Abb. 10). Abschließend sei noch erwähnt, dass die rechte Hand der Katharina mit

dem Attribut eines Kreuzifixes fehlt. Bislang gab es keine Anhaltspunkte dafür, wo sie verblieben sein könnte. Auf einen Ersatz durch Nachschnitzung wurde verzichtet (Abb. 11).

Dreidimensionales Kartieren

Bei jeder Konservierungs- und Restaurierungsmaßnahme ist die Dokumentation von großer Bedeutung. Nachfolgenden Generationen sollen nicht nur der Zustand vor und nach der Maßnahme, sondern auch währenddessen durchgeführte Arbeitsschritte, angewendete Techniken und eingebrachte Materialien usw. nachvollziehbar übermittelt werden. Ergänzt werden kann diese Dokumentation durch wissenschaftliche Analysen und Untersuchungen oder auch Recherchen zur Ikonografie und Restaurierungsgeschichte. Neben der Befundbeschreibung und der Fotodokumentation ist vor allem die Kartierung ein unerlässliches Dokumentationsmittel. Sie dient nicht nur zur zeichnerischen Erfassung des Objektzustandes mit den unterschiedlichsten Schadensphänomenen sowie



durchgeführten restauratorischen Maßnahmen, sondern es können dabei auch weiterführende Informationen wie beispielsweise zur Werktechnik festgehalten werden. Diese Arbeit sollte dabei immer direkt vor dem Kunstwerk erfolgen. Während

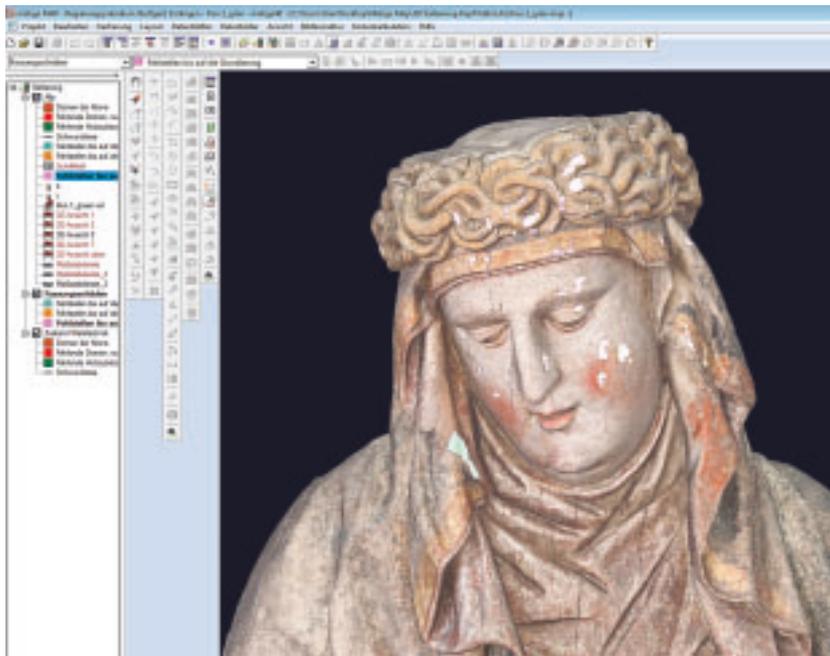
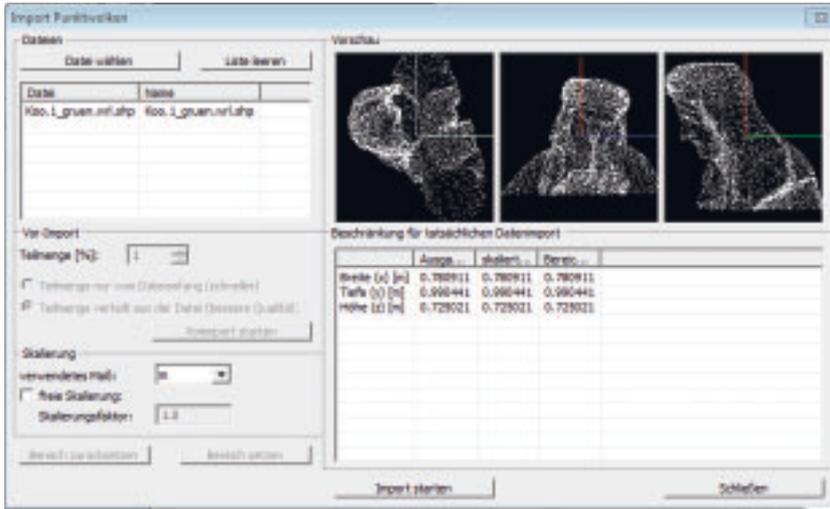
8 Gesicht der Katharina im angetroffenen Zustand mit allen Überfassungen und einer Freilegeprobe der Vorgänger.

9 Gesicht der Katharina nach Entfernung der Überfassungen.



10 Dominikus nach erfolgter Restaurierung.

11 Katharina nach erfolgter Restaurierung.



12 Erstellung der dreidimensionalen Punktwolke.

13 Flächenkartierung der verschiedenen Schadensphänomene. Virtuell kann der Kopf mit den eingebrachten Flächen gedreht und von verschiedenen Perspektiven betrachtet werden.

eine solche Kartierung in der Vergangenheit hauptsächlich auf Grundlage eines ausgedruckten Fotos händisch auf einer Folie mit Buntstiften erfolgte, wird heute vermehrt auch digital gezeichnet, unter Verwendung verschiedener Bildbearbeitungs- beziehungsweise Zeichenprogramme, wie zum Beispiel Adobe Photoshop, Autodesk AutoCAD oder Metigo Map. Die von einer Firma entwickelte Software „Metigo Map“ hat sich bei Restauratoren sowohl zur digitalen Bildbearbeitung als auch zur Kartierung im zweidimensionalen Bereich etabliert und bewährt. Mit der aktuell verfügbaren Version Metigo Map 4.0 wird nun auch die Möglichkeit angeboten, 3-D-Oberflächenmodelle zu importieren, um sie als maßstabsgerechte Kartierungsgrundlage zu nutzen. Solche 3-D-Modelle können heutzutage beispielsweise mithilfe von Laser- oder auch Streifenlichtscannern erstellt werden. Diese Verfahren setzen allerdings Expertenwissen voraus, und sowohl

Scanner als auch Auswertungssoftware sind zudem recht kostenintensiv. Eine Alternative stellt mittlerweile das so genannte SfM-Verfahren (Structure from Motion) dar, wofür einzig eine Fotokamera sowie eine kostengünstige und recht einfach zu bedienende Software benötigt wird. Das Programm, das sich für die Berechnung Algorithmen aus dem Bereich der Computer Vision sowie der Fotogrammetrie bedient, wertet sich überlappende Fotos aus. Es kann so mithilfe von übereinstimmenden Pixeln in den einzelnen Fotos eine 3-D-Punktwolke (Abb. 12) beziehungsweise das für die Kartierung nötige und texturierte 3-D-Oberflächenmodell erzeugen. Schließlich kann das fertige 3-D-Oberflächenmodell zur Weiterverarbeitung exportiert werden.

Vom Fachbereich Bauforschung – Baudokumentation – Fotografie des Landesamtes wurde dieses SfM-Verfahren genutzt, um testweise ein solches 3-D-Modell der Katharina zu erstellen. Zwar konnten die Fotos recht schnell gemacht werden, jedoch sind der Zeitfaktor während des Rechenprozesses, aber vor allem die entstehenden und weiterzuverarbeitenden Datenmengen nicht zu unterschätzen. Im Rahmen der Restaurierungskampagne an den beiden Kolossalfiguren wurde anschließend die Möglichkeit getestet, eine Kartierung am 3-D-Oberflächenmodell der Katharina mit Metigo Map durchzuführen. Es handelt sich hierbei um ein Pilotprojekt, da diese Form der 3-D-Kartierung, soweit bekannt, noch nicht ausprobiert wurde. Ein wesentlicher Vorteil liegt darin, die zu kartierenden Informationen einmal im Modell einzutragen. Würde man dagegen zweidimensional kartieren, wären nicht nur zahlreiche Ansichten bei so einem komplexen Objekt wie der Katharina nötig, sondern es kann beim Kartieren zu Überschneidungen kommen, und dies bedeutet einen erhöhten Arbeitsaufwand.

Wegen der enormen Datenmenge bezog sich das Pilotprojekt nur auf den Kopf der Katharina, von dem von etwa 30 Standpunkten rundum Fotos mit hoher Auflösung gemacht wurden (Abb. 15). Im ersten Versuch wurden Fehlstellen in der Fassung, die bis auf die Grundierung (in rosa dargestellt) und bis auf den Holzträger (grün) reichten, eingetragen (Abb. 13). Bei der Anwendung stellte sich heraus, dass das Programm nicht alle Funktionen erfüllen konnte und manche Werkzeuge nicht auf die dreidimensionale Version übertragbar waren. Daher besteht zurzeit ein Informationsaustausch zwischen den Restauratoren des Landesamtes für Denkmalpflege und der Firma, welche die Software entwickelt hat, um eine Optimierung des Systems zu erzielen. Die Ansätze waren jedoch erfolgversprechend und das Kartieren und Dokumentieren im Dreidimensionalen kann künftig ein geeignetes Mittel sein.

Fazit

Nach Abschluss aller Arbeiten gelangten die beiden Kolossalstatuen im Oktober des vergangenen Jahres durch eine auf Kunstobjekte spezialisierte Spedition wieder zurück in die Marienkirche. Am selben Tag erfolgte ihre Aufrichtung zu beiden Seiten des Choraltars in ikonografisch richtiger Anordnung, Dominikus rechts und Katharina links vom Altar aus betrachtet. Es war schweres Gerät erforderlich, um sie auf ihren neu angefertigten Sockeln in gut 1 m Höhe zu platzieren.

Am 1. Mai 2016 wurde der Altar der Marienkirche durch Weihbischof Thomas Maria Renz geweiht und die Kirche für die Gemeinde offiziell wieder eröffnet. Im Rahmen dieses feierlichen Festakts haben die in den letzten Jahrzehnten kaum wahrgenommenen Kolossalfiguren innerhalb der gelungenen Gesamtmaßnahme eine bedeutende Rolle spielen können, waren sie doch bis dahin einigen Bad Mergentheimer Bürgern gänzlich unbekannt (Abb. 14). Finanziert wurde das Projekt mit Zuschussmitteln des Landes sowie der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, und mit Eigenmitteln der Kirchengemeinde.

In den Akten des Staatsarchivs Ludwigsburg, Nebenstelle Neuenstein (Transkription Uwe Reiff), findet sich folgendes Zitat in vermischten Einzelschriftstücken zwischen 1840 und 1879, von einem unbekanntem Verfasser: „[...] Ich muß Ihnen indeß wiederholen, daß ich der Überzeugung bin, daß die beiden alten colossalen u. schlecht gearbeiteten Statuen den Chor sehr verunstalten würden; sollten sie durchaus beibehalten werden, so können Sie vielleicht im Schiff der Kirche irgendwo



angebracht werden. [...] Kupferzell, den 12. Januar 1854.“

Es sei jedem selbst überlassen, über die Qualität der Skulpturen zu urteilen. Als letzte Zeugnisse für die Barockphase der Marienkirche und in ihren für Holzsulpturen außergewöhnlichen Ausmaßen sind sie aus heutiger Sicht zweifellos einzigartig.

Literatur und Quellen

Staatsarchiv Ludwigsburg, Nebenstelle Neuenstein: Akten zur Marienkirche, Auswertung und Transkription Uwe Reiff, Archiv LAD FG Restaurierung.

Karl Zimmerle: Geschichte der Marienkirche in Mergentheim, Mergentheim 1881.

Praktischer Hinweis

Die Marienkirche ist öffentlich zugänglich, der kleine ältere Raum am südlichen Chor kann bei Stadtführungen besichtigt werden.

www.st-johannes-mgh.com

Jochen Ansel

Christine Gerling M.A. Rest.

Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienststz Esslingen

Sabine Hofmeister

Diplomrestauratorin
Hasenbergstraße 95 A
70176 Stuttgart

Silke Schick

Diplomrestauratorin
Schwalbenring 18
72555 Metzingen

14 Weihbischof Thomas Maria Renz während des Festakts zur Weihe der Marienkirche.

15 Sabine Hofmeister dokumentiert fotografisch den Zustand der Katharina vor der Restaurierung.





Stärkung der europäischen Identität Das Kulturerbe-Siegel

Unter dem Motto „Kultur stärkt die gemeinsame Identität“ haben das Europäische Parlament und der Rat der Europäischen Union mit ihrem Beschluss vom 16. November 2011 die Möglichkeiten zur Ausschreibung eines Europäischen Kulturerbe-Siegels ab 2013 festgelegt. Ziel ist es, „das Zugehörigkeitsgefühl der Bürgerinnen und Bürger der Union zu stärken, den Zugang zum europäischen Kulturerbe zu erleichtern und das Bewusstsein für eine europäische Identität zu stärken“. Mit diesem Siegel ausgezeichnet werden Kulturdenkmale, Kulturlandschaften und Gedenkstätten, die die europäische Einigung, die gemeinsamen Werte sowie die Geschichte und Kultur der EU symbolisieren.

Michael Goer



Nach einem Vorauswahlverfahren auf nationaler Ebene zeichnete die Europäische Kommission am 11. März 2015 beziehungsweise 15. April 2015 auf dem Gebiet des Mitgliedstaates Deutschland das Hambacher Schloss in Rheinland-Pfalz und als „Stätten des Westfälischen Friedens“ die Rathäuser in Münster (Nordrhein-Westfalen) und Osnabrück (Niedersachsen) mit dem Europäischen Kulturerbe-Siegel aus.

Erste Stätten mit Kulturerbe-Siegel in Deutschland

Die Zielrichtung der Europäischen Union lässt sich an diesen Stätten gut und beispielhaft verdeutlichen. Im katholischen Münster und im evangelischen Osnabrück wurden nach jahrelangen parallel laufenden und multilateralen Verhandlungen 1648 zwei sich ergänzende Friedensverträge geschlossen, die den Dreißigjährigen Krieg in Deutschland, in den nahezu alle europäischen Mächte verwickelt waren, beendeten. Als „Westfälischer Friede“ bezeichnet, wird dieses wichtige und weitreichende Ereignis von den Historikern und Politikwissenschaftlern rückblickend als historischer Beitrag zu einer europäischen Friedensordnung gleichberechtigter Staaten und als Meilenstein auf dem Weg zum friedlichen Miteinander der Konfessionen gewertet.

Sowohl in Münster (Abb. 1) als auch in Osnabrück (Abb. 2) stellen die beiden spätgotischen Rathäuser trotz der starken Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg unverzichtbare Wahrzeichen ihrer Städte dar. Der filigrane und hochaufragende Schaugiebel aus Sandstein in Münster wurde in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts einer zweigeschossigen, giebelständigen Halle vorgestellt. Diese Fas-

sade zählt in ihrer ursprünglichen Ausführung innerhalb der Kunstgeschichte zu den bedeutendsten gotischen Fassaden in Deutschland. Das jüngere Osnabrücker Rathaus wurde zwischen 1487 und 1512 errichtet und beeindruckt durch seinen regelmäßigen, fast symmetrischen Quaderbau, der von einem gewaltigen Walmdach überragt und durch insgesamt sechs Erkertürmchen an den Dachtraufen bekrönt wird. Beide Rathäuser wurden in den späten 1940er beziehungsweise 1950er Jahren wieder aufgebaut, und in beiden konnten ausgelagerte Raumausstattungen wieder eingebaut werden. Damit blieben diese historischen Stätten nicht nur als Erinnerungsorte und Bauwerke im Stadtkontext erlebbar, sondern legen auch im Inneren anschauliches Zeugnis von Ereignissen ab, die für die Geschichte und Kultur der Europäischen Union von symbolischer Bedeutung sind. Während es sich beim Friedenssaal in Osnabrück um eine Rekonstruktion des beginnenden 20. Jahrhunderts handelt, stammt der ursprünglich als Ratskammer bezeichnete Friedenssaal in Münster mit seinen kostbaren und bildprogrammatischen Wandvertäferungen noch in seiner originalen Substanz aus dem 16. Jahrhundert (Abb. 3). Beide Friedenssäle können als Orte der Geschichte besichtigt werden und unterschiedliche Veranstaltungen wie zum Beispiel die „Friedensgespräche“ vermitteln zukunftsorientiert die Neuordnung Europas aufgrund des Prinzips von Toleranz durch Dialog.



Eine Schlüsselrolle für die Demokratiebewegung in Europa spielt das Hambacher Schloss (Abb. 4). Die ursprünglich mittelalterliche Burganlage Kestenburg, auch Kästenburg („Kastanienburg“) wurde im 17. und 18. Jahrhundert in Teilen zerstört und gelangte 1816 als Ruine an Bayern. Mit der Verpflichtung zur Erhaltung des verbliebenen Baubestands wurde sie 1822/23 an 16 Bürger aus der Region verkauft. Auf der mittlerweile „Hambacher Schloss“ genannten Burgruine fand bereits 1831 die Jahrestagfeier der französischen Julirevolution statt. Doch erst die große politische De-

2 Rathaus in Osnabrück, 1487 bis 1512 errichtet. Zwischen 1947 und 1948 erfolgte der Wiederaufbau nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg.

Linke Seite:
1 Rathaus in Münster (Westfalen), mit einer spätgotischen Fassade aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Von 1950 bis 1958 wurde es nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg wieder aufgebaut.



3 Friedenssaal im Rathaus von Münster, ursprünglich die Ratskammer von 1520/30 und 1577. Die wertvolle historische Ausstattung ist dank Auslagerung im Zweiten Weltkrieg original erhalten.



4 *Hambacher Schloss, Luftbild von Südwesten, aufgenommen nach 1982 als das damalige Gaststättengebäude im Südteil des äußeren Zwingers errichtet worden war.*

monstration vom 27. Mai bis 1. Juni 1832, das so genannte Hambacher Fest, an dem trotz Zeiten der politischen Restauration durch den Deutschen Bund zwischen 20 000 und 30 000 Menschen teilgenommen haben sollen, brachte dem Ort den Beinamen „Wiege der deutschen Demokratie“ ein. Nationale Einheit, Freiheit und Volkssouveränität waren damals die Forderungen der teils prominenten Festteilnehmer, unter ihnen Schriftsteller, Publizisten und Politiker. Das Hambacher Schloss befindet sich heute im Eigentum einer Stiftung des öffentlichen Rechts. Zu den Zielen dieser gemeinnützigen Stiftung zählt neben der baulichen Erhaltungsaufgabe vor allem die Vermittlung der Demokratiegeschichte, insbesondere an Jugendliche und Kinder. Seit Kurzem gibt es spezielle Angebote für Menschen mit Seh- oder Lernbehinderung.

Der symbolische Wert zählt

Maßgeblich für die Auswahl der Stätten, die mit dem Europäischen Kulturerbe-Siegel ausgezeichnet werden, ist demnach vorrangig der symbolische Wert der Stätte für Europa, nicht ihr künstlerischer Rang oder ihre architektonische Qualität für sich gesehen. Der kulturelle und gesellschaftliche Vermittlungsanspruch auf europäischer Ebene, insbesondere mit Blick auf junge Menschen, spielt hierbei eine herausragende Rolle.

Verfahrensablauf

Nach mehreren Vorgängerinitiativen, die bis in das Jahr 2006 zurückreichen, wird das Europäische Kulturerbe-Siegel ab 2013 nach für alle EU-Länder verbindlichen, einheitlichen Kriterien und Verfahren verliehen. Alle EU-Mitgliedstaaten, die sich der Initiative angeschlossen haben, können seither alle zwei Jahre bis zu zwei Stätten für das Kulturerbe-Siegel vorschlagen. Eine europäische Jury aus 13 unabhängigen Experten prüft die Vorschläge und wählt jeweils maximal eine Stätte pro Mitgliedstaat aus. Die endgültige Zuerkennung erfolgt durch die EU-Kommission.

Vorgeschlagen werden können „singuläre Stätten“, „länderübergreifende Stätten“ und „nationale thematische Stätten“. Für das Nominierungsjahr 2019 müssen die Bundesländer der Kulturministerkonferenz spätestens bis zum Stichtag 30. November 2017 die vorher von den jeweils zuständigen Länderministerien geprüften Bewerbungen übermittelt haben. Die Kultusministerkonferenz wählt dann auf Basis von Fachgutachten die beiden qualitativsten Bewerbungen aus.

Anträge

Die Bewerber haben in ihren Anträgen die bedeutende Rolle der Stätte in der Geschichte und Kultur Europas beziehungsweise beim Aufbau der Union zu begründen und außerdem ein konkretes Projekt sowie ein Arbeitsprogramm vorzulegen. Das Landesamt für Denkmalpflege berät interessierte Organisationen mit ihren Vorschlägen zu Stätten aus Baden-Württemberg. Es nimmt außerdem die unter Verwendung des einheitlichen EU-Bewerbungsformulars (<https://www.kmk.org/themen/kultur/kulturerbesiegel.html>) erstellten Bewerbungen bis 30. Juni 2017 entgegen und prüft diese fachlich. Eine abschließende Bewertung und Einreichung der Bewerbungen bei der Kultusministerkonferenz erfolgt durch das Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg.

Weiterführende Informationen zum Europäischen Kulturerbe-Siegel finden sich auf der Internetseite der Europäischen Kommission (https://ec.europa.eu/programmes/creative-europe/actions/heritage-label/apply_en).

Prof. Dr. Michael Goer
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen

„Kilian braucht's“

Wie die Mundelsheimer Kilianskirche und ihre Wandmalereien gerettet wurden

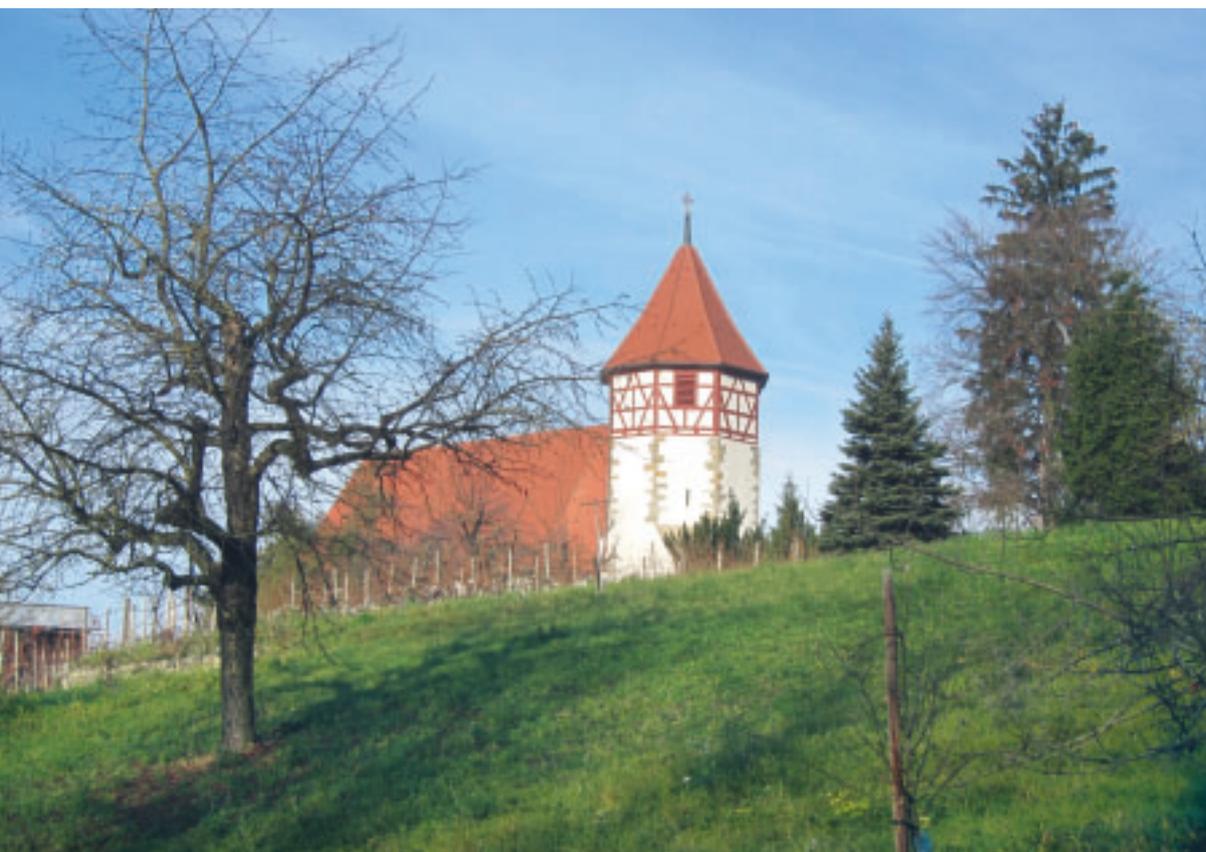
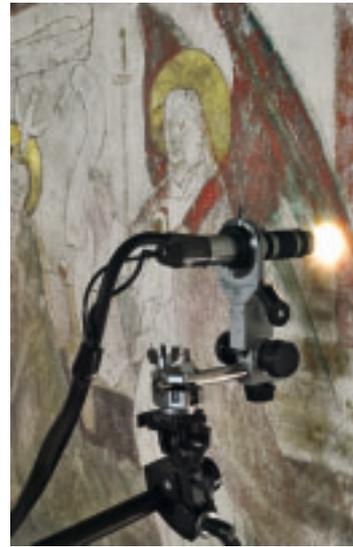
Überwältigend ist der Eindruck der fast alle Putzflächen schmückenden Wandmalereien, alarmierend waren aber auch ihr Erhaltungszustand und die Risse im Chorgewölbe, die ein Gremium von Kirchengemeinde und Denkmalpflege bei einem ersten Ortstermin im Jahr 2010 begutachtete. Neben einer Bestandsaufnahme zu Ablösungen des Malereiputzes vom Mauerwerk und entsprechenden Notsicherungen wurde ein Riss-Monitoring installiert, um weitere Veränderungen und Bewegungen am Mauerwerk und den Putzen zu erfassen und zu dokumentieren. Eine spannende Instandsetzungsgeschichte nahm hier ihren Anfang, die sich durch erstklassige Teamarbeit und ungewöhnliches bürgerliches Engagement auszeichnete. „Kilian braucht's“ hieß eine zu diesem Zweck von der Kirchengemeinde herausgegebene Broschüre.

Anja Brodbeck-Holzinger/Dörthe Jakobs/Karsten Preßler

1000 Jahre Baugeschichte

An der Kilianskirche fallen zwei Besonderheiten sofort auf: das für die Region ungewöhnliche Patrozinium des hl. Kilian und die markante Lage auf einer Anhöhe zwischen Neckar und Weinbergen südlich des heutigen Ortskerns (Abb. 1). Der hl. Kilian ist der Patron des Bistums Würzburg, zu dessen Gebiet das heutige Mundelsheim im späten 8. Jahrhundert gehörte. Dass es in dieser Zeit schon einen Vorgängerbau gab, kann nur vermutet werden. Zwar stand die Kirche sicher nicht al-

leine auf freiem Feld, doch konnte die im 13. Jahrhundert urkundlich genannte, vermutlich in der frühen Neuzeit abgegangene Siedlung „Tiefenbach“ in der Nähe der Kilianskirche archäologisch bisher nicht nachgewiesen werden. Gesichert ist die Existenz der Kilianskirche erst 1016, als sie Graf Adelhard seinem Hausstift in Oberstenfeld schenkte. Zweifellos war St. Kilian auch die Pfarrkirche des 1245 ersterwähnten „Mundolfesheim“, gab diese Funktion aber im 17. Jahrhundert endgültig an die jüngere Nikolauskirche im Ortskern ab und ist seither Begräbnis- und Friedhofskirche. Eng verknüpft



1 Außenansicht der Kilianskirche von Südosten nach abgeschlossener Restaurierung.

war das Schicksal der Kirche mit den Herren von Urbach, die 1330 Burg und Dorf Mundelsheim als Lehen erhielten. Die Stadtrechte, die König Sigismund 1422 den Herren von Urbach für Mundelsheim verlieh, brachten dem Ort kein Glück. Bereits 1440 wurden Mundelsheim, Burg und Kilianskirche von Truppen der im Schwäbischen Bund vereinten Reichsstädte zerstört, die gegen Hans von Urbach Krieg führten. Das Stift Oberstenfeld war nach wie vor Eigentümer der Kirche, doch wurde der Wiederaufbau wohl maßgeblich von Anna von Venningen 1451 bis 1455 initiiert und finanziert, nicht zuletzt um für sich und ihren 1450 verstorbenen Gatten Bernolt von Urbach eine standesgemäße Grablege zu schaffen. Das Baudatum „MCCCCLV“ ist in einer Bauinschrift überliefert und konnte nun anhand von Holzproben der Dachstühle auch dendrochronologisch bestätigt werden; das Grabmal der 1469 verstorbenen Kirchenstifterin Anna von Venningen befindet sich rechts des Chorbogens (Abb. 2). Die Umriss des 1440 zerstörten Vorgängerbaus, dessen Schiff einige Meter kürzer und nur so breit wie der Chorturm war, konnten beim Einbau der Fußbodenheizung 1975 anhand von Fundamentresten ermittelt werden. Der hochmittelalterliche Bautypus der Chorturmkirche ist bis heute überliefert, da man beim Wiederaufbau 1455 den kreuzrippengewölbten Turmchor mit einbezog und den „neuen“, spätgotischen Spitzbogen mit Sandstein-Werksteingewände als Abschluss des Langhauses vor den bestehenden Chorbogen setzte. Mit den

Wandmalereien erhielt St. Kilian schließlich die bis heute prägende künstlerische Ausstattung. Auf die spannende Frage, ob diese bereits in der Bauzeit oder erst Jahrzehnte später entstanden sind, wird noch einzugehen sein.

Da einige Grabmäler vom Ende des 16. Jahrhunderts bereits Teile der Wandmalereien verdecken, waren diese wohl bereits nach Einführung der Reformation Mitte des 16. Jahrhunderts überstrichen worden. Nach dem Übergang von Baden an Württemberg, den Wirren des Dreißigjährigen Krieges, baulicher Vernachlässigung und dem Verlust der Funktion als Pfarrkirche, ist erst für 1752/53 eine Renovierung mit Erneuerung der Ausstattung überliefert. Auch die Nebenaltäre wurden dabei abgebrochen und die Stützen der Ziborien als Emporen Pfeiler verwendet. Das Turmfachwerk und der Schiffsdachstuhl waren so stark geschädigt, dass man sie abbauen und unter Wiederverwendung der spätmittelalterlichen Hölzer neu aufschlagen musste. Die dendrochronologische Auswertung von mehreren Holzproben, entnommen vom Fachgebiet Baudokumentation des Landesamtes für Denkmalpflege, bestätigte neben der inschriftlich überlieferten Bauzeit 1454/55 für den Schiffsdachstuhl auch die in schriftlichen Quellen erwähnte Renovierung von 1752, während der Turm bereits Mitte des 14. Jahrhunderts entstand. Nach der Säkularisation drohte der Kilianskirche erneut der Abbruch, bis sie schließlich 1892 bis 1895 unter Leitung des Stuttgarter Baurats Heinrich Dolmetsch restauriert wurde, wobei man auch die Wandmalereien entdeckte und größtenteils freilegte. 1946 bis 1984 wurde die Kilianskirche durch die katholische Kirchengemeinde genutzt, 1950 mit dem Anbau einer Sakristei erweitert und 1971 bis 1977 umfassend renoviert. Bis heute dient sie der Evangelischen Kirchengemeinde als Friedhofskirche, aber auch für Sonntagsgottesdienste, Hochzeiten, Taufen und Konzerte.

Die Wandmalereien

Die Kilianskirche birgt einen in seiner Art und in seinem Umfang einzigartigen Wandmalereizyklus, der zuletzt 2013 durch Ute Fessmann aus stilistischen Gründen in die späten 1480er Jahre datiert wurde. Die Wandmalereien bedecken nahezu die gesamten Oberflächen des Kircheninnenraums (Abb. 3; 4). Der Zugang zur Kirche erfolgt über die Nordseite, sodass der Blick des Betrachters auf einen 10-Gebote-Zyklus und ein Weltgericht im Westen des Langhauses fällt. Die Süd- und Nordwand lassen neben einem Marienzyklus und Darstellungen zum öffentlichen Wirken Jesu einen umfangreichen Passionszyklus erkennen. Die Klugen und Törichten Jungfrauen im Chorbogen leiten zur Ausstattung im Chor über. Evangelisten

2 Grabmal der 1469 verstorbenen Kirchenstifterin Anna von Venningen im Schiff an der Ostwand südlich des Chorbogens, Zustand nach der Konservierung.



und Kirchenväter sind in den Gewölbekappen des Chors dargestellt, die Legende des Kirchenpatrons Kilian wird in mehreren Registern der Chorwände erzählt. An der Chornordwand befindet sich außerdem die seltene Darstellung einer so genannten Hostienmühle, ein spätmittelalterliches Kunstmotiv zur Belehrung der Gläubigen über die Wesensverwandlung Christi (Abb. 5). Das Korn, das die vier Evangelisten in den Mühlenrichter geben, steht symbolisch für das Wort Gottes. In Mundelsheim versinnbildlichen dies die von den Evangelistensymbolen ausgehenden Spruchbänder. Die Mühle verwandelt das durch die Apostel angetriebene Mühlwerk in die Hostie, die nach der Lehre der Wesensverwandlung der Leib Christi ist. Trotz einer wechselvollen Restaurierungsgeschichte zeigt sich der Malereibestand in Mundelsheim in seinem Erscheinungsbild in einem weitgehend guten Erhaltungszustand. Auch wenn es Verluste durch Freilegungen, Malereiergänzungen und Retuschen zu verzeichnen gibt, so ist der Gesamteindruck eines vollständig ausgestalteten Kirchenraums doch ungewöhnlich.

Mit Teamwork zur Gesamtinstandsetzung

Der Vorbereitungs- und Ausführungszeitraum von rund fünf Jahren bis zum Abschluss der Maßnahmen im März 2016 ermöglichte sorgfältig aufeinander abgestimmte Voruntersuchungen, Dokumentationen, Sicherungen und die Durchführung der eigentlichen Maßnahmen ohne Zeitdruck. In Anbetracht des Schadensbildes erfasste das Fachgebiet Baudokumentation des Landesamtes für Denkmalpflege zunächst alle Risse im Überblick und kartierte sie auf Fotos. Viele Risse schienen unbedenklich oder bereits seit Jahrzehnten vorhanden, wie auf historischen Fotos zu erkennen war. An vier Stellen wurden anschließend Rissmonitore angebracht, die im Zeitraum von Mai 2011 bis Januar 2016 keine Bewegungen an den ausgesuchten Rissflanken anzeigten. Größere Hohlstellen, Risse und absturzgefährdete Putzteile im Chor wurden bereits 2011 mit Japanpapier (Abb. 6) und temporären Abstützungen notgesichert. Zur Vorbereitung der Maßnahmen an den Wandmalereien kartierte ein Restaurator sämtliche Putzhohlstellen zunächst schematisch auf Übersichtsaufnahmen. Nach einem Auftakttermin mit allen am Bau Beteiligten startete man schließlich im Frühjahr 2014 mit den Maßnahmen. Neben der eigentlichen Restaurierung der Wandmalereien stand die Instandsetzung von Turmaufsatz und Schiffsdachstuhl im Vordergrund. Schäden an Turm- und Dachtragwerk und damit einhergehende veränderte Lastabtragungen waren ein Grund für die Rissbildungen in Mauerwerk, Chor-



bogen und Gewölbe. So lastete die unterste Balkenlage im Turmoktagon einschließlich „Kaiserstiel“ über aufgemauerte Konsolen direkt auf dem Gewölberücken. Um das Gewölbe zu entlasten und die Eingriffe gering zu halten, brachte man neue Streichbalken entlang der Außenwände an und hängte die bestehende Balkenlage daran ab, indem man sie mit der neuen Konstruktion verschraubte. Anschließend kappte man die Konsolen, und die Kirchengemeinde schritt zur Tat: Begleitet durch einen Bauarchäologen räumten 20 Freiwillige etwa 2 t Bauschutt aus den Gewölbezwickeln und der Mauerkrone. Neben einigen Funden des 18. bis 20. Jahrhunderts konnten dabei Gewölberippen- und Maßwerkfragmente mit Fassungsresten geborgen werden. Der Mitte des 15. Jahrhunderts errichtete, 1752 unter Wiederverwendung von Althölzern (Spolien) neu aufgebaute Schiffsdachstuhl zeigte starke Verformungen, hervorgerufen durch unsachgemäße

3 Blick in den Kircheninnenraum mit seinen umfangreichen Wandmalereien, Zustand nach der Konservierung.

4 Das Chorgewölbe mit den Darstellungen der Evangelisten und der Kirchenväter nach Abschluss der Sicherung und Konservierung der Wandmalereien.



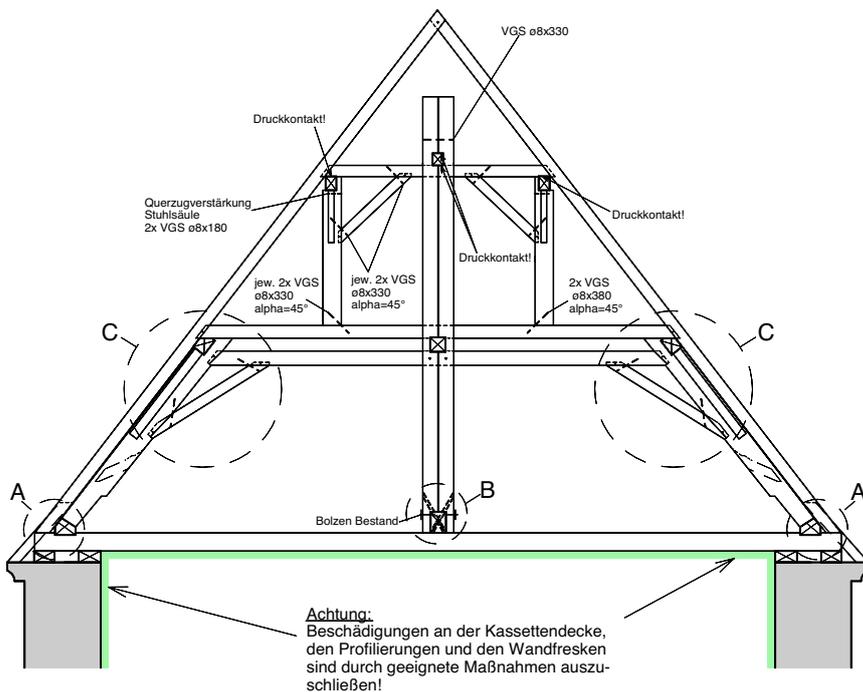
5 Chornordwand, Darstellung der so genannten Hostienmühle verbunden mit einer Darstellung der Dreifaltigkeit (so genannter Gnadenstuhl), entzerrter Bildplan vor der Restaurierung.



6 Detail der Chorsüd- wand im Streiflicht mit Notsicherungen in Form von Japanpapierkaschierungen im Bereich ab-sturzgefährdeter Putze.

7 Bundachse im Quer- schnitt.

„Ausflückungen“, unterdimensionierte Hölzer, Fraß- und Fäulnis-schäden und gelöste Verbindungen. Die Konstruktion besteht aus insgesamt sechs Bundachsen mit liegenden Stuhlstreben im ersten Dachgeschoss, je einer einfachen Hängesäule in den vier mittleren Bindergespärren sowie einem stehenden Stuhl im zweiten Dachgeschoss, der direkt auf den Kehlbalken lastet (Abb. 7). Die nicht



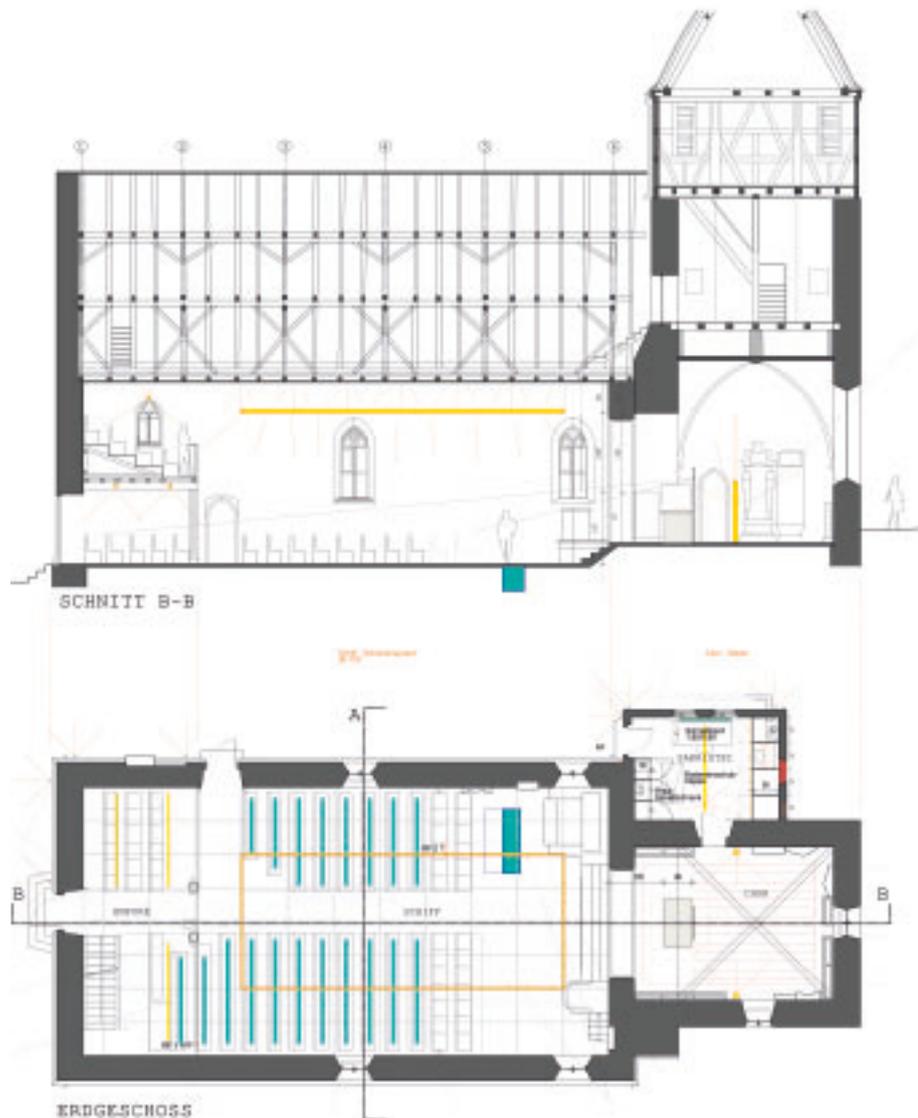
vorhandene Hängesäule sowie Fehlstellen und Fraßschäden beim sechsten Bindergespärre am Übergang zum Turm waren die Hauptursache für die starke Rissbildung in den Zwickelfeldern des Chorbogens. In diesem Bereich musste der Bund fast vollständig erneuert und mit einer Hängesäule sowie seitlichen Anlaschungen am Überzug der Deckenbalken ergänzt werden. Weitere traditionell-zimmerermäßig ausgeführte Reparaturen betrafen vor allem die Kehlbalken und Teile der Fußpfette. Ein besonders sorgfältiges Vorgehen und „Teamwork“ waren auch hier gefragt, da die Mauertafeln des Dachstuhls gleichzeitig Putzträger der Wandmalereien sind und sozusagen die Schnittstelle zwischen Zimmermann und Restaurator bilden.

Als echtes „Sorgenkind“ erwies sich das Turmfachwerk, das erhebliche Schäden zeigte, verursacht vor allem durch Sanierungsfehler der letzten Jahrzehnte. In den 1990er Jahren waren Aufbohlungen angebracht worden, die die ursprünglichen Zapfenverbindungen schwächten und Staunässe verursachten. Das anschließende Verspachteln, Ausfugen und Streichen mit acryl-, silicon- beziehungsweise kunstharzhaltigen Materialien förderte den Fäulnisprozess und führte auch dazu, dass die Schäden erst nach Teilfreilegung der Gefache vollständig erfasst werden konnten. So mussten viele Hölzer ausgetauscht und sämtliche Gefache mit kleinformatigen Vollziegeln neu ausgemauert werden. Auch die profilierten Traufbohlen wurden wieder bestandsgleich erneuert und mit den Deckenbalken verzapft und die Aufschieblinge zur Entlastung der Traufbohle durch einen „Stempel“ mit den Sparren verbunden. Siliconhaltiges Fugenmaterial war sogar bei den Natursteinbereichen der Fassade verwendet worden. Dieses konnte nicht rückstandsfrei entfernt werden, sodass man den neuen Fugenmörtel hinsichtlich seiner Zusammensetzung darauf einstellen musste. Natursteinarbeiten waren vor allem im Bereich der Gesimse, den Turmabschrägungen am Übergang vom Viereck zum Oktogon und beim Westportal nötig, dessen Gewände erneuert werden musste. Auch die Grabsteine und Epitaphien im Innenraum wurden gereinigt und steinkonservatorisch bearbeitet. Da die Kirchengemeinde ihre Kilianskirche auch modernisieren und intensiver als bisher nutzen wollte, wurden einige Bankreihen durch eine lose Bestuhlung ersetzt, sodass eine Temperierung ausschließlich über Bankheizungen nicht mehr möglich war. Aus konservatorischer Sicht sollte die neue Heizung ein stabiles Raumklima mit nur geringen Schwankungen der relativen Luftfeuchte und Temperaturen ermöglichen, wenig Luftbewegung (Konvektion) erzeugen und eine entsprechende vollautomatische Steuerung einschließlich Lüftung aufweisen. Der Kompromiss bestand im

Einbau einer mit Warmwasser betriebenen Bankheizung in Kombination mit einer Fußbodenheizung im Chor und einer im Boden eingelassenen „dezentralen Wärmestation“ (Warmluftheizung). Die Aufzeichnung und Auswertung der Klimadaten sowie ein entsprechendes Monitoring bei den Wandmalereien sollen künftig eine unmittelbare Reaktion auf durch Raumluft verursachte Verschmutzungen oder gar Schäden und das sofortige Beseitigen der Ursachen ermöglichen. Modern, aber zurückhaltend, ist auch die Beleuchtung. Sie besteht im Wesentlichen aus einem von der Decke abgehängten, parallel zu den Längswänden, Empore und Chorbogen im Querschnitt „H“-förmigen Profilstab mit LED-Technik sowie zwei Lichtstelen im Chor (Abb. 8). Dem aufmerksamen Besucher wird außerdem ein Schlitz in der Kassettendecke auffallen, aus dem bei Bedarf eine Leinwand vor dem Chorbogen herabgelassen werden kann.

1892/95 wieder entdeckt: die Wandmalereien

Wie viele andere Wandmalereien in evangelischen Gebieten übertünchte man die Ausmalung von Mundelsheim nach der Reformation im Zuge eines neuen Zeitgeistes. 1892/95 wurden die Wandmalereien wiederentdeckt und freigelegt. Erste Restaurierungen sind für die Jahre 1931 und 1963 in den Akten des Landesamtes für Denkmalpflege belegt. Große Veränderungen erfuhr das Erscheinungsbild des Kirchenschiffs im Zuge einer umfangreichen Restaurierung von 1974 bis 1977 durch die Freilegung weiterer Bildmotive, wie die bis dahin unter einer Quadermalerei verborgenen beiden unteren Register des Nordwandzyklus, den Zehn-Gebote-Zyklus und die Ornamentik der Westwand. Auch die gesamte Ausmalung der untersten Zone mit damaszierten Wandteppichen wurde freigelegt und sinngemäß ergänzt. In einem Schreiben von 1975 informiert der Pfarrer das Bürgermeisteramt in Mundelsheim darüber, dass die Kilianskirche seit Kurzem außen und innen restauriert sei und sich „die Zahl der spätgotischen Wandfresken [...] gegenüber dem vorherigen Zustand, erheblich vermehrt und die Bildqualität [...] durch die Restaurierung sehr gewonnen“ habe. Eine Dokumentation dieser Restaurierung konnte bisher bedauerlicherweise nicht aufgefunden werden. Im Fotoarchiv des Landesamtes für Denkmalpflege sind lediglich Schwarzweiß-Aufnahmen aus verschiedenen Restaurierungsphasen vorhanden, überwiegend jedoch mit Datum 1981, sie nehmen vermutlich Bezug auf den Abschluss der letzten Restaurierung im Jahr 1977. Zu diesem Zeitpunkt wurden auch umfangreiche Strichretuschen in den Bildbereichen im Schiff ausgeführt.



Zustand und Konservierungskonzept

Der Erhaltungszustand der Wand- und Gewölbmalereien im Chor und der Wandmalereien im Schiff war sehr unterschiedlich. Ein hohes Gefährdungspotenzial bestand für die Wandmalereien im Chor, da sich hier umfangreiche Ablösungen der Putze durch die Rissbildungen im Gewölbe ergeben hatten, die durch Schäden und Bauveränderungen am Dachstuhl infolge veränderter Lastabtragungen entstanden waren. Im Vordergrund der Maßnahme stand also eine Konservierung, die primär die Sicherung des vorhandenen Malerei- und Putzbestandes im Fokus hatte. Mit Blick auf die umfassende Restaurierungsgeschichte und auf den Gesamteindruck des Kirchenraums war auch klar, dass eine Entrestaurierung der Wandmalereien, also eine Abnahme von Übermalungen, Retuschen, späteren Ergänzungen usw. nicht in Frage kommen konnte, zumal sich gerade die letzte Restaurierung der 1970er Jahre augenscheinlich mit auffälligen Strichretuschen bereits um eine Differenzierung von Original und Ergänzung bemüht hatte. Mit der Abnahme dieser späteren Zutaten hätte man ein in sich geschlossenes Erscheinungsbild aufs Spiel gesetzt und ein in sich

8 Grundriss und Längsschnitt mit Licht- und Heizungsplanung. Gelb und orange: Beleuchtung; blau und rot (Chor): Heizungseinbauten.

vollkommen stimmiges Gesamtbild eines Kirchenraums zu einem Fragment „restauriert“. Aus der Zielsetzung einer reinen Erhaltung und Konservierung des Status quo galt es auch zu vermitteln, dass sich das Erscheinungsbild der Wandmalereien – bis auf einen geringen Reinigungseffekt – nicht wesentlich verändern würde.

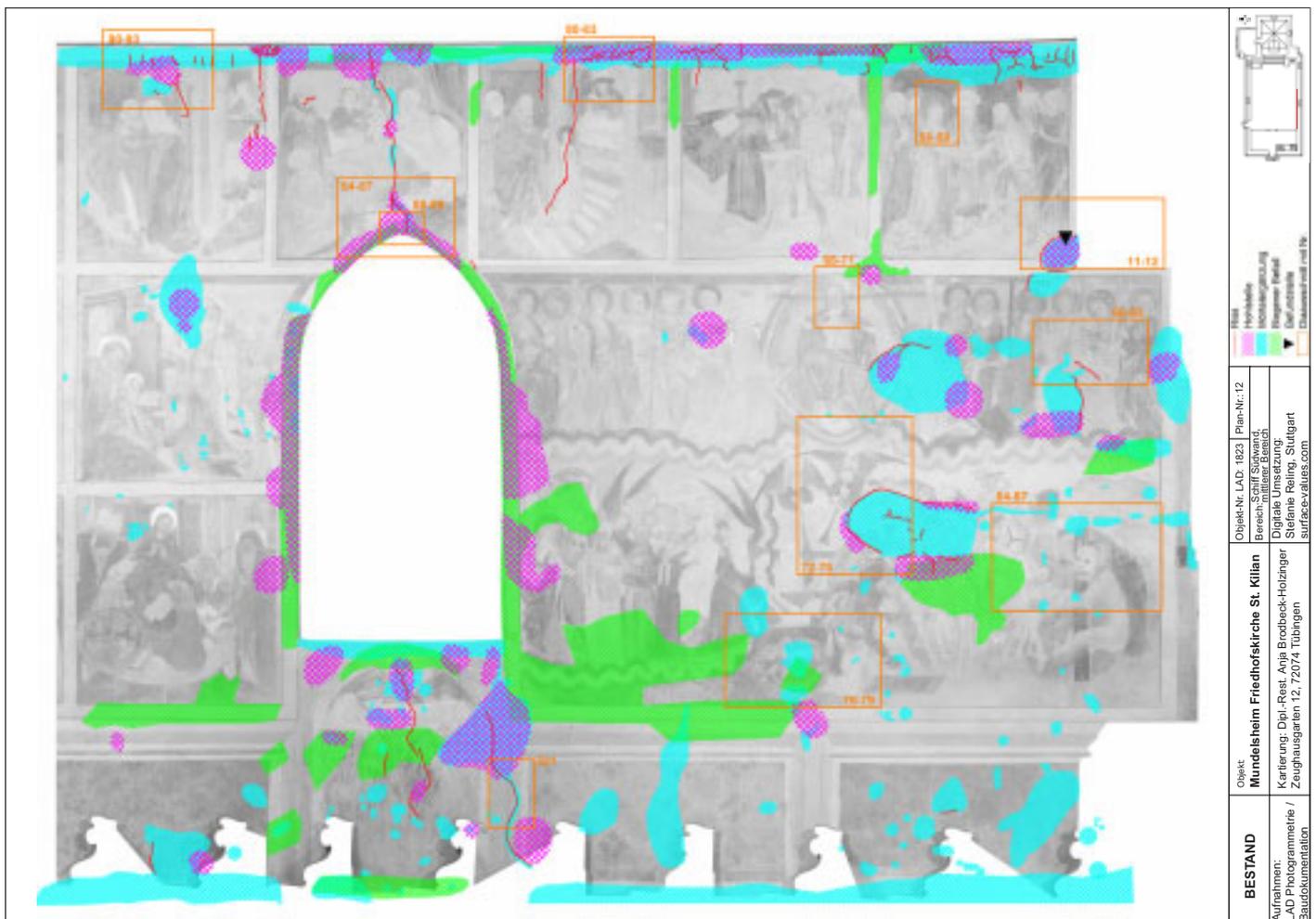
Restaurierung

Vor Beginn der Restaurierung erstellte das Fachgebiet Baudokumentation des Landesamtes für Denkmalpflege Wand- und Gewölbeabwicklungen, die den Restauratoren als Grundlage für die Kartierung ihrer Bestands-, Zustands- und Maßnahmenokumentation dienen (Abb. 9). Eine umfangreiche Fotodokumentation der Kollegen erfasst zusätzlich den Zustand von Raum und Wandmalereien vor und nach der Gesamtmaßnahme.

Die Konservierungs- und Restaurierungsmaßnahmen konnten im Frühjahr 2014 mit den dringlichsten Maßnahmen wie Putzfestigungsarbeiten beginnen. Dabei wurden sämtliche gefährdete Bereiche des Malereiputzes mit einer mineralischen Injektionsmasse hinterfüllt und damit wieder an das Mauerwerk angebunden. Erst danach war die beschriebene bauseitige Beräumung des Chorgewölbes überhaupt durchführbar. Die mehrstufige Oberflächenreinigung musste den Erhalt der Retuschen und der späteren Überarbeitungen ge-

währleisten und gleichzeitig den vorhandenen mikrobiologischen Befall entfernen. Der Erfolg der Abnahme von Pilzstrukturen, Hyphen und Sporen, konnte anhand von Aktivitätsmessungen durch eine Mikrobiologin verifiziert werden. Die Konservierung beinhaltete auch eine Festigung aufstehender Malschichten. Schäden waren hier insbesondere im Bereich von spannungsreichen Überzügen aus den 1970er Jahren entstanden, aber auch im Bereich von Retuschen und Ergänzungen dieser Restaurierungsphase. Putzergänzungen und Kittungen ergaben sich nur dort, wo materialfremde und schadhafte neuzeitliche Putze entfernt werden mussten. Während großflächige Putzergänzungen in den Sockelbereichen mit farbigen Sanden in einem „neutralen“ Putzton hergestellt wurden, erhielten die kleinteiligen Kittungen im Bereich der Wand- und Gewölbemalereien eine Strichretusche, die sich durch ihre Feinteiligkeit einerseits klar von der Strichretusche der 1970er Jahre absetzt, andererseits auch vom Originalbestand durch ein geübtes Auge zu unterscheiden ist. Kleinteilige Ausbrüche in der Malerei, die sich durch weiße Fehlstellen markierten, wurden mit einer so genannten aqua-sporca-Retusche zurückgedrängt, also im Farbton von „schmutzigem Wasser“, wie man den Begriff übersetzt. Dabei werden dunklere Pigmente ohne Bindemittel mit Wasser verwendet. Dies war weniger ästhetisch begründet, als in der Tatsache, dass auf diesem Weg neue Schäden sehr

9 Kartierung vom Bestand (Risse, Hohlstellen, historische Mörtelergänzungen, mikrobieller Befall, Befundstellen, Fotoausschnitte).





viel schneller ins Auge fallen, als wenn ohnehin zahlreiche kleinteilige weiße Stellen zum Abschluss der Restaurierung stehen geblieben wären.

Spurensuche

Als besonders spannend erwiesen sich die Untersuchungen zur Maltechnik und zu den späteren Überarbeitungen. Erste optische Untersuchungen im ultravioletten Licht hatten erkennen lassen, dass mit diesem Verfahren sehr aufschlussreiche Erkenntnisse zum Umfang von Retuschen und Übermalungen aus der Zeit von 1892 bis 1895 sowie späterer Restaurierungsphasen zu erwarten waren (Abb. 10, 11). Gleichzeitig sollten Untersuchungen mit einem Digitalmikroskop und insbesondere Analysen helfen, bestimmte Materialien zu identifizieren, die allein über die Fluoreszenzen nicht zu entschlüsseln waren. Mit den Materialanalysen war zudem die Identifizierung von Fassungsabfolgen verbunden (Abb. 12). Durch die Bestimmung von Bindemitteln und Pigmenten sollten detaillierte Aussagen über die Malerei und deren Restaurierungen möglich werden. Auch optisch im UV-Licht deutlich zutage tretende Fluoreszenzen und andere Phänomene galt es analytisch einzuordnen. Erst das Ineinandergreifen der verschiedenen Disziplinen ermöglicht genauere Rückschlüsse auf den Bestand. Dabei wurden nicht nur Fragen beantwortet, sondern häufig auch neue Fragen aufgeworfen.

Maltechnik der ersten Ausmalungsphase

Ein hellbrauner bis zu 3 cm starker Kalkputz bildet den Malereiträger und deckt das Bruchsteinmauer-

werk im Wandbereich und das Ziegelmauerwerk im Kreuzrippengewölbe und in den Fensterstürzen ab. Laut Analysebericht enthält der Putz einen organischen Zusatz von Öl/Oleat und etwas Protein. Der Auftrag der dünnen Kalktünche erfolgte nach technologischen Beobachtungen vor Ort sowie nach naturwissenschaftlicher Bewertung ausgewählter Proben zeitnah nach dem Putzauftrag. Eine rote Vorzeichnung für die Bildanlage kam auf dem noch feuchten Untergrund zur Ausführung. Technologisch handelt es sich um eine nördlich der Alpen weit verbreitete Kalkmalerei. Die rote Vorzeichnung ist in die Kalktünche eingebunden und deshalb heute vergleichsweise gut erhalten.

Während die maltechnischen Befunde auf den ersten Blick auf eine zeitgleiche Entstehung von Bau und Ausmalung hindeuten, widersprechen dem weitere technische Befunde und die bereits erwähnte kunstwissenschaftliche Einordnung der Wandmalereien. Im Streiflicht zeichnet sich deutlich eine Putzüberlagerung an den Weihekreuzen ab. Demnach bestanden diese bereits, als die Verputzung der Wände für die Ausmalung zur Ausführung kam (Abb. 13). Damit kann auf jeden Fall von zwei nicht zeitgleich ausgeführten Maßnahmen gesprochen werden, ohne deren jeweilige Zeitstellung allein über technische Merkmale weiter eingrenzen zu können.

Eine weitere Besonderheit ist an den Malereien in der Kilianskirche zu beobachten. Es handelt sich um in die frische Tünche ausgeführte Markierungen zu Farbbezeichnungen von Binnenflächen, Hintergründen, Vorhängen und Gewändern, die bereits Ute Fessmann beobachten konnte. Vergleiche und Beobachtungen an anderen Objekten (Stadtkirche in Freyburg, Sachsen-Anhalt; Kloster

10 Schiff Südwand, Verkündigungsszene im Auflicht.

11 Schiff Südwand, Verkündigungsszene im UV-Licht. Deutlich erkennbar die Fluoreszenzen verschiedener Übermalungsphasen.

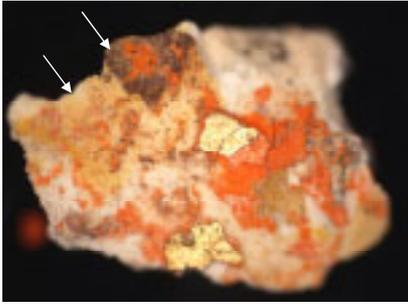


Abb. 01: Probenoberfläche. Vergoldung auf roter Übermalung. Darunter: Kalktünche mit einer gelben und einer dunkelbraunen Schicht (Pfeile). LM/POL

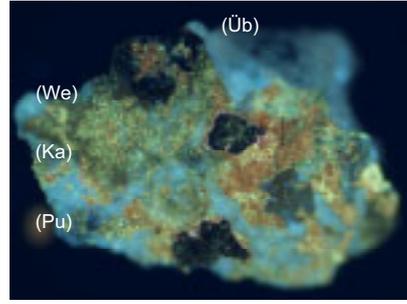


Abb. 02: Analog Abb. 01. Übermalung mit einer Bleimennige-Zinkweißfassung unterhalb der Vergoldung. LM/UV



Abb. 03: Anschliff. Putz (Pu) mit Kalktünche (Ka) und zwei Farbbefunden: (1) und (2). LM/POL

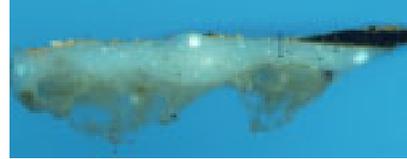


Abb. 04: Analog Abb. 03. UV-aktive Partikel sind in der Kalktünche und der Übermalung. LM/UV

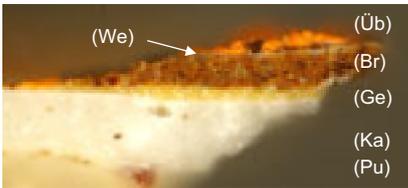


Abb. 05: Anschliffdetail (1). Kalktünche (Ka) mit gelber und brauner Schicht (Ge, Br). Darauf: weiße Schicht (We) und Übermalung (Üb). LM/POL

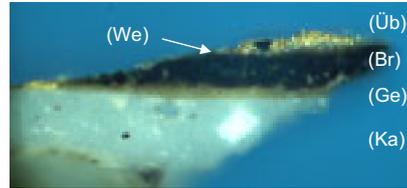


Abb. 06: Analog Abb. 05: Die Kalktünche (Ka) enthält Dolomit (UV-aktiv), die braune Schicht (Br) Blei-Zinn. Es folgt die dünne Schicht (We). LM/UV

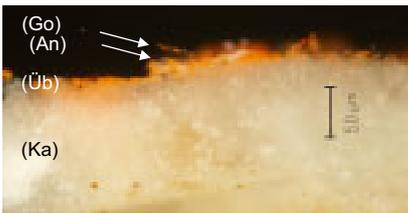


Abb. 07: Anschliffdetail (2). Übermalung (Üb) mit Anlegemittel (An) und Vergoldung (Go). LM/POL

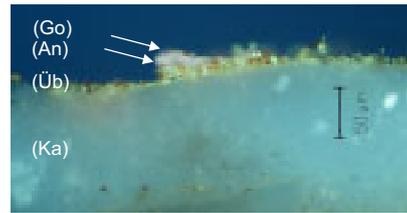


Abb. 08: Analog Abb. 07: Das Anlegemittel (An) der Goldfolie ist ein UV-aktives Naturharz. LM/UV

12 *Ausschnitt aus dem Bericht zur naturwissenschaftlichen Auswertung einer Materialprobe, entnommen am Nimbus der Maria aus der Bildszene „Verlöbnis von Maria und Joseph“. Deutlich erkennbar der Schichtenaufbau mit der Neuvergoldung auf roter Übermalung jeweils im Auf- und UV-Licht.*

13 *Weiheskreuz auf der Südwand im Schiff im Streiflicht, deutlich erkennbar die Putzüberlagerungen des Maleriemörtels auf eine bereits bestehende Putzschicht mit gemalten Weiheskreuzen.*

Prüll, Bayern) legen nahe, dass der Künstler hier mit Buchstaben die herzustellende Farbgebung der Binnenflächen festlegte. Dies ist laut Auskunft von Wandmalereikünstlern auch heute noch ein übliches Verfahren, wenn schnell gearbeitet werden muss, wie in der Freskomalerei üblich. Als Bindemittel für die Malerei wurden – analog zum Mörtel – Öl/Oleat und Protein analysiert, es handelt sich folglich um eine Temperatechnik. In der Palette der Farbpigmente waren die Halbedelsteine Malachit und Azurit für Grün und Blau, die Bleiverbindungen Bleiweiß und Bleizinnigel, ein braunschwarzes Mangan-Eisen-Silikat (Eisenpigment mit Aluminium, Kalium und Magnesium) und Kalk nachzuweisen. Des Weiteren wurde ein seltener roter Farbstoff (Krapplack?) verarbeitet. Weiße Bildbereiche wie beispielsweise Schriftbänder, Bücher und Gewänder wurden im Schiff augenscheinlich mit einer Kalktünche gemalt. Sie zeigen einen ausgeprägten Pinselduktus und liegen erhaben auf der roten Vorzeichnung auf. Die grünschwärze Malschicht im Bereich eines Engelflügels im Schiff ergab analytisch Malachit,

etwas Azurit und Bleiweiß sowie ein braunschwarzes Mangan-Eisen-Silikat. Die hier aufliegende weiße Schicht aus Kalk und etwas Bleiweiß ist möglicherweise einer Überarbeitung oder Abdeckungsphase der Malereien im Zuge der Reformation zuzuordnen. Im Gewand Mariens in einer Szene im Schiff wurden Reste einer Azurit-/Malachitfassung analysiert. Das ikonografisch „korrekte“ ehemals blaue Azurit des Gewandes der Maria vergrünte im Laufe der Zeit durch Umwelteinflüsse (chemische Umwandlung zu Malachit). Fragmentarisch erhaltene und mit Schablonen ausgeführte Verzierungen der Stoffe mit floralen Ornamenten lassen erahnen, wie detailreich die Malereien ehemals gewesen sein müssen. Ebenso lassen die im Chor deutlich besser erhaltenen Malereien in den Inkarnaten eine ehemals sehr feinteilige Modellierung erkennen.

Freilegung und erste Überarbeitungen der Wandmalereien

Die Freilegung der Malerei in den 1890er Jahren durch Kunstmaler Wennagel aus Stuttgart erfolgte mechanisch mit scharfen Klingen, die parallel verlaufende kurze schmale Einschnitte als Spuren in der Malschichtoberfläche hinterlassen haben. Fast überall waren die roten freskal angelegten Vorzeichnungen innerhalb der Bildszenen überliefert, sodass die Bildszenen erkannt und Bildmotiven zugeordnet werden konnten. Die erhaltenen Vorzeichnungen wurden mit roter Farbe ergänzt und teilweise auch übermalt. UV-Aufnahmen machen deutlich, dass die Restaurierung sowohl aus flächig angelegten Überarbeitungen motivisch geschlossener Bildteile einer Farbe (z. B. Blau eines Gewandes) besteht, die in verschiedenfarbigen Fluoreszenzen erscheinen als auch aus punktuellen Überarbeitungen, die meist hellgelb fluoreszieren. Durch flächige Neufassung, lasurhafte Überarbeitung und punktuelle Ergänzung einzelner Bildmotive wurde versucht, sich dem Erscheinungsbild einer gealterten Malerei anzunähern, eine Restaurierung, die weitgehend der Auffassung des 19. Jahrhunderts entspricht.



Naturwissenschaftliche Analysen ergaben, dass weite Teile der heutigen Sichtfassung der Wand- und Gewölbemalereien aufgrund ihrer Zusammensetzung und Schichtenabfolge (Alterungshorizonte) nicht der mittelalterlichen Malerei zugeordnet werden können.

So sah beispielsweise das ursprüngliche Ausmalungskonzept für die Nimben keine Vergoldungen mit Goldfolie vor, wie sie heute sichtbar ist (vgl. Abb. 10; 11). Im Bereich heute vergoldeter Nimben ist als Erstfassung eine Mischung aus Bleiweiß und Bleizinn gelb vorhanden, die durch Pigmentumwandlung in verschiedenen Stufen ins Grüne, Braune und Schwarze umgeschlagen ist. Der mehrschichtige Aufbau der Erstfassung spricht für die Gestaltung der Nimben in einer Goldimitation mit ornamentalem Motiv, die heute durch die Pigmentumwandlung nur noch schwer nachzuvollziehen ist. Die Blattvergoldung der Nimben, die durch den als Sperrgrund verwendeten Schellack im UV-Licht rötlich fluoreszieren, kam erst im 19. Jahrhundert zur Ausführung.

Restaurierungsauffassungen im Wandel

Nicht nur die Materialien, auch die Restaurierungsauffassung lässt Rückschlüsse auf ihre zeitliche Einordnung zu. Während Kalk, Bleiweiß, Bleimennige, Eisenoxidrot, Azurit und Malachit auch für Bildteile der ursprünglichen Malerei analysiert wurden, lassen sich die Pigmente wie Ultramarin (ab den 1830er Jahren), Zinkweiß (seit 1830), Pariser Blau (seit 1750), Neapelgelb (seit dem 18. Jh.) und Schweinfurter Grün (ab 1814; ab 1880 wegen seiner Giftigkeit verboten) eindeutig den späteren Restaurierungsphasen zuordnen und anhand der Bindemittelmerkmale und der Restaurierungsauffassungen auch zeitlich eingrenzen. Als Bindemittel wurde ein Gemisch aus Öl mit Zinkseifen und Proteinzusatz analysiert und damit eine der ursprünglichen Temperamalerei ähnliche Technologie angewendet. Die im ultravioletten Licht sichtbaren Fluoreszenzen konnten überwiegend mit Zinkweiß in Verbindung gebracht werden (Abb. 14; 15). Zinkweiß fluoresziert und wandelt so unsichtbare Ultravioletstrahlen in sichtbare Lichtstrahlen. Die Verwendung von Zinkweiß belegt eine Restaurierung mit großflächigen Überarbeitungen anlässlich der Freilegung im 19. Jahrhundert, da Zinkweiß erst ab den 1830er Jahren industriell hergestellt wurde. Auch wenn Zinkweiß bis heute als Pigment gebräuchlich ist, lässt sich eine Zuordnung der Überarbeitungen relativ sicher anhand der unterschiedlichen „Handschriften“ den verschiedenen Restaurierungsphasen zuordnen. Die Auffassung der Restaurierung im 19. Jahrhundert lässt sich am Beispiel des Mariengewandes an der Nordwand verdeutlichen (vgl. Abb. 10; 11).



14 Chor, Gewölbe, Ambrosius im Auflicht.



15 Chor, Gewölbe, Ambrosius im UV-Licht. Deutlich sichtbar die verschiedenen Fluoreszenzen der Übermalungsphasen. Hauptbestandteil der stark fluoreszierenden Partien ist Zinkoxid.

Auf einer (mittelalterlichen) Kalktünche finden sich zwei Malschichtphasen: die Reste einer grünen (mittelalterlichen) Azurit-/Malachitfassung und eine flächenhafte blaue Übermalung. Die Übermalung besteht aus einer Zinkweißgrundierung mit Blaufassung (aus Zinkoxid und Ultramarin mit wenig Eisenoxidrot und Bleiweiß) und einer dünnen Lasur aus Zinkweiß mit Kalk. Bindemittel ist ein Gemisch aus Öl mit Zinkseifen und Proteinzusatz. Es wurde offensichtlich erkannt, dass das ehemals blaue Gewand der Maria im Laufe der Zeit vergrünt war. Daher wurde es mit Lasuren in zurückhaltendem Blau überarbeitet.

Seit dem 19. Jahrhundert hatte sich die Restaurierungsethik stark verändert, so etwa ab Ende der 1930er Jahre durch Cesare Brandi in Italien und international ab 1964 mit der Charta von Venedig. So bemühte sich der Restaurator Norbert Malek in Mundelsheim in den 1970er Jahren, in Orientierung an den damals verfassten Leitlinien, seine Retuschen ablesbar zu gestalten. Er entschied sich deshalb, Fehlstellen der freigelegten Bildregister und die Rekonstruktion der Wandteppiche in Form von Strichretuschen auszuführen. Weitere Retuschen wurden durch Ergänzen und Übermalen von Umrissen und dem Ausfüllen der Flächen mit Strichen ausgeführt. Die Einzelstriche der Retuschen sind – wohl auch angesichts der großen Fehlstellenbereiche im Kirchenschiff – sehr groß und mit Abstand zueinander gesetzt, sodass der Untergrund sichtbar bleibt. Lokaltöne wurden durch gleichfarbige Striche ausgeführt.

Doch auch hier wurde mit zweierlei Maß gemessen, denn die formale Gliederung der Bildregister mit weißer Rücklage und roten Rahmen ergänzte

der Restaurator wie im 19. Jahrhundert mit einer Vollretusche, ebenso die floralen Motive der West- und Ostwand.

Fotografische Aufnahmen belegen, dass nach der Restaurierung bereichsweise Verschwärzungen oder Pigmentveränderungen, welche die Lesbarkeit der Bilder einschränkte, entfernt beziehungsweise im wohl ursprünglichen Farbwert ergänzt wurden.

Fazit

Schon beim ersten Ortstermin beeindruckten nicht nur die kunsthistorische Bedeutung und der im Gegensatz dazu bedrohliche Erhaltungszustand der Wandmalereien, sondern auch der Wille und die gelassene Beharrlichkeit, mit der die Kirchengemeinde ihr „Juwel“ sichern, erhalten und weiter nutzen wollte. Die Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege und die Einbindung ihrer Fachgebiete waren dabei eine Selbstverständlichkeit. Die Vorbereitungs- und Ausführungszeit von rund fünf Jahren bis zur 1000-Jahrfeier beziehungsweise dem Festgottesdienst im März 2016 wurde von der Kirchengemeinde optimal genutzt für Eigenleistungen, die Bewerbung um Drittmittel, Öffentlichkeitsarbeit und das Sammeln von Spenden. Sie befand sich damit in guter Tradition, denn schon die Restaurierung von 1892 bis 1895 wurde finanziert durch König Wilhelm II., den Staat, den christlichen Kunstverein und private Spenden. Von annähernd einer Million Euro für die Gesamtmaßnahme wurden rund 650 000 durch das Denkmalschutz-Sonderprogramm des Bundes, die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, Denkmalmittel des Landes, die Stadt Mundelsheim und nicht zuletzt eine bemerkenswert hohe Spendensumme aus der Bevölkerung beigesteuert.

Dank

Gedankt sei den Kollegen des Landesamtes für Denkmalpflege: Andreas Stiene, Felix Pilz, Martin Dendler für Baudokumentation, fotografische Dokumentation und die Anfertigung von Bildplänen; dem Kollegen Prof. Dipl.-Restaurator Roland Lenz (Staatliche Akademie der Bildenden Künste Stuttgart, Fachbereich Konservierung und Restaurierung von Wandmalerei, Architekturoberfläche und Steinpolychromie) für die Anfertigung der UV-Fluoreszenzaufnahmen (ein gesonderter Beitrag zu diesem Thema ist in Bearbeitung) sowie den Kollegen Prof. Dr. Rainer Drewello und Dipl.-Chem. Ursula Drewello (Labor Drewello & Weißmann, Bamberg) für die Materialanalysen und dem Kollegen Raymond Bunz, Owingen, für die Unterstützung bei den Untersuchungen mittels Digitalmikroskop.

Literatur/Quellen

Anja Brodbeck-Holzinger: Mundelsheim, Ev. Kilianskirche, Wand- und Gewölbemalereien, Bericht über Restaurierungsmaßnahmen, Februar 2016 (MS RPS-LAD Archiv).

Roman Legner/Jennifer Riemann: Dokumentation, Schadens- und Maßnahmenkartierung an Epitaphien und Grabplatten, November 2014 und 2015 (MS RPS-LAD Archiv).

Ing.-Büro Johann Grau: Schadens- und Maßnahmenkartierungen an Turmfachwerk und Dachstühlen, Dezember 2013 bis März 2015 (MS RPS-LAD Archiv).

Michael Weihs: Bericht über eine bauarchäologische Begleitung der Schuttberäumung über dem Chorgewölbe der Kilianskirche, März 2014.

Ute Fessmann, Die Kilianskirche in Mundelsheim, hg. vom Evangelischen Kirchengemeinderat, Mundelsheim, Mundelsheim 2013.

Torsten Arnold/Elisabeth Rüber-Schütte/Reinhard Schmitt: Zu den mittelalterlichen Fragmenten figürlicher Wandmalerei am westlichen Vierungsbogen der Stadtkirche zu Freyburg, in: Der Naumburger Meister. Bildhauer und Architekt im Europa der Kathedralen, Bd. 3, Petersberg 2012.

Landesamt für Denkmalpflege (RPS-LAD), Archiv: Mundelsheim, St. Kilianskirche, Ortsakten und Akten Archiv Restaurierung und Fotoarchiv RPS-LAD.

F. X. Mayer: Die Wandgemälde in der Kilianskirche in Mundelsheim, in: Archiv für christliche Kunst, hg. v. Pfarrer Detzel, Ravensburg, XXI. Jg., 1903, 1. Folge S. 60–62, 2. Folge S. 68–71.

Praktischer Hinweis

Offene Kilianskirche: Jeden ersten Sonntag im Monat (außer September) ist die Kilianskirche von 14 bis 17 Uhr zur Besichtigung geöffnet.

Am 11. September (Tag des offenen Denkmals) ist sie ebenfalls zu besichtigen.

www.mundelsheim-evangelisch.de/kilianskirche/

Dipl.-Rest. Anja Brodbeck-Holzinger
Zeughausgarten 12
72074 Tübingen

Dr. Dipl.-Rest. Dörthe Jakobs
Dr. Karsten Preßler
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen

Zwei vergessene Planer im Umfeld der Weißenhofsiedlung Die Geschwister Hans und Hilde Zimmermann

Trotz vielfältigem Engagement infolge des Artikels „Haus zu verschenken“ (Nachrichtenblatt 1/2015) wurde im August 2015 das Haus Gugel in der Leibnizstraße 83 in Stuttgart abgerissen (Abb. 1; 2). Der Fund asbesthaltigen Materials machte die Kosten für eine Translozierung unkalkulierbar und schreckte mögliche Interessenten ab. Damit ist dieses hervorragend überlieferte Gebäude leider verloren, gewachsen ist jedoch das Interesse an seinem Architekten Hans Zimmermann und dessen Werk. Ein zweites Holzhaus von Zimmermann, das seit 2004 Kulturdenkmal ist, und neue Erkenntnisse über die Vernetzung der Geschwister mit den progressiven Kräften der 1920er Jahre sind spannend. So lohnt sich eine weitere Beschäftigung mit ihnen.

Inken Gaukel/Frank-Michael Lange

Biografisches zu Hans und Hilde Zimmermann

Hans Zimmermann wurde am 14. September 1887 in Stuttgart geboren (Abb. 3). Nach dem Besuch des Königlichen Realgymnasiums machte er eine Schreinerlehre in Stuttgart und studierte anschließend von 1907 bis 1909 in Berlin an der Unterrichtsanstalt des Königlichen Kunstgewerbemuseums. 1908/09 arbeitete Zimmermann parallel zum Studium bei seinem Professor Bruno Paul, einem der Wegbereiter der Moderne. Paul war 1897 Mitbegründer der Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München und 1907 Gründungsmitglied des Deutschen Werkbundes. Auch Ludwig Mies van der Rohe war zu dieser Zeit im Büro von Paul tätig, wechselte aber Ende 1908 ins Büro von Peter Behrens, wohin es

später auch Zimmermann zog. Fast zeitgleich mit ihm war Charles-Edouard Jeanneret, heute besser als Le Corbusier bekannt, bei Behrens. Spätere Briefe belegen, dass sich die beiden Architekten kannten und freundschaftlich verbunden waren. Anschließend arbeitete Zimmermann 1911/12 noch ein gutes halbes Jahr bei Taut und Hoffmann. Spätestens seit 1914 führte er ein eigenes Büro in Berlin, 1919 wurde er Mitglied des Deutschen Werkbundes. Bei dieser Vielzahl an Kontakten zu künftigen Beteiligten an der Stuttgarter Werkbundsiedlung am Weißenhof 1927 kann es nicht verwundern, dass auch Zimmermann dort vertreten war.

Nach der Teilnahme am Ersten Weltkrieg als Leutnant kam Zimmermann nach Stuttgart zurück und heiratete 1921 Marie Pfeiffer, die Tochter des Klavierfabrikanten Carl A. Pfeiffer. In den wirtschaftlich



1 Haus Gugel, Südwestseite, 1927.

2 Haus Gugel während des Abrisses im August 2015.



schweren Zeiten der frühen 1920er Jahre arbeitete er zunächst im Unternehmen seines Schwiegervaters, konnte sich dann aber ab 1926 wieder der Architektur widmen. Zum einen trat er eine Assistentenstelle bei Hugo Keuerleber an der TH Stuttgart an, zum anderen bekam er den Auftrag für das Haus Schottlaender in Stuttgart-Degerloch. Wenig später entwarf er für die Familie seiner Schwägerin das eingangs erwähnte Haus Gugel und begann gemeinsam mit seiner Schwester Hilde die Küchenplanungen für die Werkbundausstellung „Die Wohnung“. In den folgenden Jahren realisierte er weitere Einfamilien- und Wochenendhäuser, eine Schulerweiterung und eine Turnhalle. Eine systematische Untersuchung über den heutigen Zustand der Bauten von Zimmermann ist noch nicht erfolgt. An wenigen Beispielen kann die Überlieferung aufgezeigt werden: Die Zoeppritzhalle des SV Mergelstetten ist inzwischen stark überformt, die Stuttgarter Einfamilienhäuser Sally Pressburger in der Birkenwaldstraße und Dr. Pfeiffer Am Kräherwald sind dagegen trotz der üblichen Ausbauten im Dachgeschoss noch gut identifizierbar, im Äußeren weitgehend unverändert erhalten ist das Haus Dr. Engel in der Leibnizstraße.



3 Hans Zimmermann, um 1935.

Ihrer jüdischen Mutter wegen bekamen die Geschwister nach Inkrafttreten der Rassegesetze als „Halbjuden“ zunehmend Schwierigkeiten bei ihrer Berufsausübung: Hilde erhielt schon 1933 Berufsverbot, Hans konnte den Beruf des Freien Architekten noch bis 1936 ausüben. Für seine Tätigkeiten im Jahr 1937 wurde er aber von der Reichskunstammer gerügt und mit 200 RM Bußgeld bestraft. In der Zeit bis 1945 schlug er sich unter anderem als Fotograf durch und arbeitete zuletzt bei der Hirth-Motoren GmbH in Stuttgart-Zuffenhausen. Letztendlich überstand er die Zeit des Nationalsozialismus unbeschadet und konnte nach dem Krieg bis zu seinem plötzlichen Tod am 15. Mai 1954 wieder als Architekt arbeiten. Mit einer gewissen Genugtuung übernahm er den Umbau des ehemaligen Gestapogefängnisses Hotel Silber in Stuttgart.



4 Hilde Zimmermann, um 1930.

Hilde Zimmermann (Abb. 4), geboren am 20. August 1890 in Stuttgart, war von 1916 bis 1923 als Hauswirtschaftslehrerin tätig und gab im Jahr 1924 das Buch „Haus und Hausrat“ bei der Frank'schen Verlagshandlung Stuttgart heraus. Das Buch wurde ein großer Erfolg und erschien fortwährend aktualisiert bis zum Jahr 1933 in 28 Auflagen und fast 30 000 Exemplaren. Von 1924 bis 1927 war Zimmermann hauswirtschaftliche Beraterin bei den Städtischen Gaswerken Stuttgart. Sie übernahm zunächst den Aufbau und die Leitung der hauswirtschaftlichen Beratungsstelle und leitete dann die neu eingerichtete Werbe- und Beratungsstelle für Gasverwendung. Anschließend war sie bis 1933 als Leiterin der hauswirt-

schaftlichen Gaswerbeabteilung bei den städtischen Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerken Essen tätig und publizierte nebenberuflich bei der „Essener Allgemeine Zeitung“ im Beiblatt „Für die Hausfrau“. In den Jahren bis 1936 schlug sich Zimmermann mit verschiedenen Tätigkeiten durch, unter anderem bei der Elektrolux GmbH in Köln. Trotz intensiver Bemühungen gelang es ihr nicht mehr, in Deutschland beruflich Fuß zu fassen. Deshalb emigrierte sie im Gegensatz zu ihrem Bruder Hans 1936 nach England. Dort arbeitete sie bis 1940 und wurde dann infolge des Zweiten Weltkrieges bis 1942 auf der Isle of Man interniert. Zwischen 1941 und 1949 war sie „staatenlos“ und nahm danach die britische Staatsbürgerschaft an. 1947 war Zimmermann in der Leichtmetallindustrie in der Branche der Küchen- und Haushaltgerätfertigung sowie mit der Vorbereitung einer Mustermesse der British Industries Fairs beschäftigt. Sie bemühte sich um eine Rückkehr nach Deutschland und lebte ab 1955 als „Deutsche“ zurückgezogen bis zu ihrem Tod am 5. Mai 1981 im Stuttgarter Augustinum in Riedenberg, von der Stadt Stuttgart und der Fachwelt vergessen.

Das Haus Dr. Felix Schottlaender in Stuttgart-Degerloch

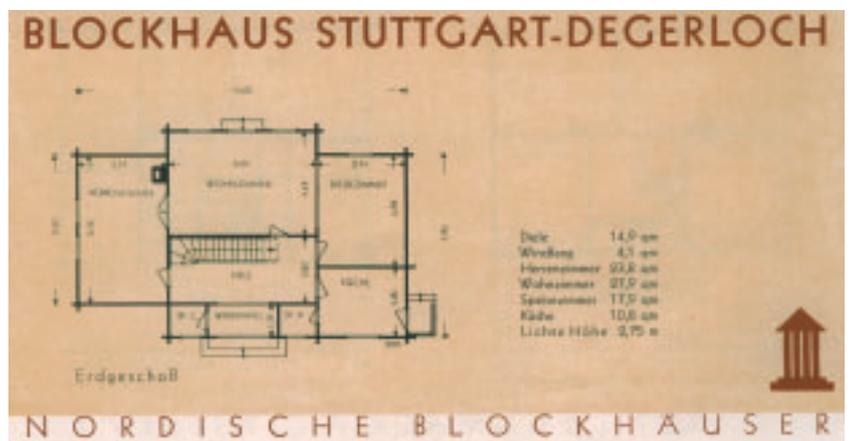
Im Herbst 1926 erwarb Dr. Felix Schottlaender das Grundstück an der Löwenstraße in Degerloch, das durch eine Privatstraße erschlossen ist. Der Kontakt zwischen Schottlaender und Hans Zimmermann kam vermutlich über den Verkäufer des Grundstücks, den Fabrikanten Karl Lemmé, zustande, für den Zimmermann bereits tätig gewesen war. Es liegt also nahe, von einer Empfehlung auszugehen. Architekt und Bauherr entschieden sich für eine Konstruktion des Holzhausherstellers Christoph & Unmack aus Niesky. Schon im Oktober lagen erste Planungen von Zimmermann für das Einfamilienhaus vor, die Baugenehmigung bereits am 6. Dezember 1926 und die Bestellung des Holzhauses datiert vom 13. Dezember desselben Jahres. Die Baufreigabe für das betonierte Untergeschoss wurde am 8. Januar 1927 erteilt, Anfang März 1927 begann die Installation der gasversorgten Warmwasserzentralheizung, im Mai wurde die Rechnung für das Holzhaus gestellt und Zimmermann schrieb Anfang August 1927 dem Bauherrn an dessen neue Adresse, dass alle Gewerke abgerechnet seien. Nimmt man diese Daten zusammen, dann wurde das Haus in einem guten halben Jahr bezugsfertig errichtet.

Das Haus Schottlaender wurde so weit als möglich von der Straße entfernt in der Nordecke des Grundstücks platziert (Abb. 5), um einen südorientierten Freibereich zu schaffen und den vorhandenen Baumbestand einzubeziehen. Einige Unterschiede

zwischen der ersten und der realisierten Planung sind bemerkenswert. Der Hauseingang war zuerst als eigener eingeschossiger Baukörper vor dem Hausgrund angeordnet, wurde jedoch vereinfachend integriert. Umgekehrt verfuhr Zimmermann mit der Treppe vom Erdgeschoss in den Keller: Zunächst führte eine Treppe direkt von der Küche ins Untergeschoss. Sie wurde dann entlang der Stirnseite des Hauses in den Außenraum verlagert, sodass der Keller nur über den Garten erreichbar ist. Nach überlieferten Berichten von Frau Schottlaender waren Kostengründe für diese Umplanung ausschlaggebend. Insgesamt wurde im Laufe der Planungen die Struktur des Hauses vereinfacht und auf durchgehende Achsen Wert gelegt. Der Grundriss lässt sich als Addition von drei Rechtecken beschreiben: ein mittiges etwas breiteres, das von der Privatstraße her zunächst Windfang mit WC, dann Vorraum und Treppe ins Obergeschoss und anschließend zum Garten das Wohnzimmer aufnimmt, und zwei seitlich angeordnete schmalere, wovon das südliche als Herrenzimmer und das nördliche als Küche und Esszimmer fungieren (Abb. 6). Im Obergeschoss wiederholt sich die Struktur: Mittig sind eine geräumige Diele und das Kinderzimmer angeordnet, seitlich Gast- und Mädchenzimmer beziehungsweise Elternschlafzimmer und Bad (über der Küche). Trotz dieses einfachen Grundrisses gelang Zimmermann durch den verspringenden Hausgrund, eine teilweise unregelmäßige Befensterung, die sich an der idealen Belichtung der Räume orientiert, ein reizvolles Spiel mit dem Baukörper. Das umlaufend um 35 cm auskragende Obergeschoss und das weit vorspringende Dach betonen zusammen mit den liegenden Balken des Blockbaus die horizontale Schichtung des Hauses. Im Kontrast zum schwarz lasierten Holz stehen die weiß betonten Fenster, Klappläden und die unterseitige Schalung des Dachüberstandes. Das Haus vereint damit Merkmale des Expressionismus und des Neuen Bauens (Abb. 7).

Zwei Holzhäuser im Vergleich

Die beiden 1926/27 geplanten und gebauten Häuser Schottlaender und Gugel wiesen trotz der unterschiedlichen Gestaltung der Baukörper viele Gemeinsamkeiten auf. In den Holzfertighäusern von Christoph & Unmack, Niesky, folgt der Innenausbau den konstruktiven Gegebenheiten, sodass entweder textile Wandbespannungen oder Verkleidungen mit Plattenmaterial ausführbar waren. Auf den erhaltenen Innenraumaufnahmen sind zwei Möglichkeiten zu sehen: furnierte Holztafeln (Abb. 8) und Lignat (Abb. 9), ein 1927 neues Material. In beiden Fällen sind die Plattenstöße mit Zierleisten überdeckt, die mit ihrem Fugenbild zum bewusst eingesetzten Gestaltungselement wer-



den. Ähnliche Innenräume waren auf der Werkbundausstellung am Weißenhof in den Häusern von Hans Poelzig und Walter Gropius zu sehen. In einem Beitrag für den Bericht von Heinz und Bodo Rasch über den Bau der Weißenhofsiedlung „Wie bauen?“ beschreibt Hans Zimmermann die Vorzüge des neuen Baustoffes, der neben der guten Verarbeitbarkeit auch noch Schalldämm- und Brandschutzeigenschaften bietet – heute stellen die dafür verwendeten Asbestfasern ein Problem

5 Haus Schottlaender, Lageplan, Oktober 1926.

6 Haus Schottlaender, Erdgeschoss im Katalog von Christoph & Unmack.

7 Haus Schottlaender, Nordostseite, 1927.





8 Haus Gugel, Wohnzimmer, 1927.



9 Haus Schottlaender, Kinderzimmer, 1927.

dar. Zimmermann erwähnt nebenbei, dass Christoph & Unmack das Patent für Lignat erworben hat und daher die Platten mitlieferte und verbaute, weshalb in seinen Häusern die Verarbeitung besser gelungen sei als in den Häusern von Walter Gropius.

In der Stuttgarter Wochenschrift „Das bunte Blatt“ berichtete der Ingenieur Willy Fuchs-Röll, der auch für verschiedene Architekturzeitschriften schrieb, über „Das Holzhaus in Deutschland und Amerika“. Er forderte eine Renaissance des Holzbaus in Deutschland und benannte die Vorteile der Vorfertigung und der trockenen Bauweise, die diese gegenüber Ziegel- und Betonbauten haben. Als Beispiele für den gelungenen modernen Holzbau in Süddeutschland sind gleich drei Häuser von Hans Zimmermann abgebildet: „Haus Dr. G. und Haus Dr. Sch. in Stuttgart, sowie das Sommerhaus Dr. J. in Unteruhldingen“ (Abb. 10).

Beteiligung an der Werkbundausstellung „Die Wohnung“ 1927

Hans und Hilde Zimmermann planten gemeinsam und in Kooperation mit anderen Spezialisten Küchen für die Werkbundausstellung in Stuttgart. Als hauswirtschaftliche Beraterin bei den Städtischen Gaswerken Stuttgart galt Hilde Zimmermann als Spezialistin für die zeitgemäße Einrichtung von Kü-

chen. Schlägt man im Amtlichen Katalog der Werkbundausstellung nach, findet man ihre Beteiligung an der Küche im Haus Schneck, Bruckmannweg 1, und an der zugehörigen Küchenausstellung, die in der Gewerbehalle gezeigt wurde. Dort war die Stuttgarter Gaswaschküche zu sehen, deren Entwurf Hilde Zimmermann allein verantwortete, sowie die Stuttgarter Kleinküche, die Stuttgarter Küche (Abb. 11) und die Stuttgarter Lehrküche, die sie gemeinsam mit Dr. Erna Meyer entworfen hatte. Für jede Küche wurde mit einem anderen Architekten zusammengearbeitet. Hans Zimmermann war an der Realisierung der Stuttgarter Küche beteiligt. Die Besonderheit dieser Küche bestand in der Verwendung von beweglichen Elementmöbeln, die den vorgeschlagenen Maßen des Deutschen Normenausschusses folgten. Diese Elementmöbel sollten künftig von der Hausfrau im Laden nach Bedarf zusammengestellt werden. Daher wurde der Begriff „Ladenküche“ geprägt, um sich von der Einbauküche zu unterscheiden, wie Grete Schütte-Lihotzky sie als „Frankfurter Küche“ entwickelt hatte. Mit der Ladenküche ist die Idee der Einbauküche nach unserem heutigen Verständnis formuliert. Teile der Stuttgarter Küche fanden nach dem Ende der Werkbundausstellung Verwendung im Haus Gugel und hatten sich dort bis zum Abriss erhalten (Abb. 12). Diese authentischen Küchenteile konnten gerettet werden und



10 Das bunte Blatt, 1929.

befinden sich jetzt in der Sammlung des Stadtmuseums Stuttgart.

Ebenfalls im Amtlichen Katalog ist Hans Zimmermann als Entwerfer der Küche in der „Wohnung der berufstätigen Frau“ im Haus 1, Erdgeschoss rechts des Miethausblocks von Ludwig Mies van der Rohe genannt. Von dieser Küche ist bislang weder ein Grundriss noch ein Foto bekannt.

Entwurf für die Werkbundausstellung „Deutsches Holz“ 1933

Im Frühjahr 1932 wurde auf Anregung von Bodo Rasch der Verein „Deutsches Holz für Hausbau und Wohnung“ unter Leitung des Deutschen Werkbundes gegründet. Die Idee war, am Kochen auf städtischem Gelände erneut eine Werkbundsiedlung zu errichten, dieses Mal aber ausschließlich mit Holzbauten. Nachdem der angefragte Heinrich Tessenow abgesagt hatte, übernahm im November 1932 Richard Döcker die Projektleitung und legte nach kürzester Zeit erste Lageplanskizzen vor. Im Februar 1933 wurden 30 Entwürfe von deutschen und Schweizer Architekten zur Umsetzung ausgewählt, darunter auch

ein Haus von Hans Zimmermann. Diese Nominierung verwundert kaum, hatten doch seine beiden Stuttgarter Holzhäuser von 1927 in der Zwischenzeit viel Beachtung erfahren.

Schon am 7. März 1933 erhielt Paul Schmitthenner von der NSDAP-Fraktion im Stuttgarter Gemeinderat den Auftrag, ein Gutachten über die Planungen zu der neuen Werkbundsiedlung zu erstellen. Erwartungsgemäß fiel die Beurteilung vernichtend aus: „Der Bebauungsplan ist einfach schlecht. Die Verschiedenartigkeit der Baukörper, vor allem die Abdeckungen teils mit Pultdächern, teils mit mehr oder weniger geneigten Satteldächern oder dachlosen Häusern mit verschiedenem Abdeckungsmaterial, wird ein verheerendes Bild geben.“ In der Folge entzog der nationalsozialistische Oberbürgermeister Karl Strölin dem Deutschen Werkbund das Projekt Kochenhofsiedlung und setzte den „Kampfbund für deutsche Kultur“ als neue Vereinsleitung ein, zeitgleich erhielt Paul Schmitthenner den Planungsauftrag. Während einige Architekten wie Walter Körte oder Hellmut Weber weiter an der Siedlung beteiligt wurden, schied Hans Zimmermann ebenso wie Konrad Wachsmann oder Hugo Häring aus.



11 Stuttgarter Küche auf der Werkbundausstellung 1927.

12 Stuttgarter Küche, wiederverwendet im Haus Gugel, Aufnahme 2014.

Der mit Januar 1933 datierte Entwurf von Hans Zimmermann zeichnet sich durch eine klare Grundrissstruktur aus. Die Nebenräume wie Hauseingang, interne Treppe, Küche, Bad und Hauswirtschaftsraum sind an der Nordseite gelegen, während die Wohn- und Schlafräume nach Süden ausgerichtet sind. Durch Rücksprünge im Erdgeschoss entsteht unter dem weit auskragenden flachen Walmdach ein abwechslungsreich gegliederter Baukörper, dessen Fensteranordnung die Nutzung der Räume widerspiegelt (Abb. 13).

Freundeskreis Hans und Hilde Zimmermann

Die hier vorgestellten Informationen sind das Ergebnis langjähriger privater und professioneller Studien des „Freundeskreises Hans und Hilde Zimmermann“. Die ersten wertvollen Hinweise zu den Geschwistern Zimmermann erhielt der Freundeskreis von Karin Kirsch und Dietrich W. Schmidt. Im Jahre 2004 erforschte Neda Pahlevan-Schanen biografische Details zu Hans Zimmermann und erstellte im Rahmen einer Seminararbeit an der Universität Stuttgart bei Dietrich W. Schmidt ein erstes Werkverzeichnis, das durch die späteren Forschungen ergänzt wurde. Margrit Timme, die jetzige Besitzerin des Hauses Schottlaender, und der Autor trafen sich 2011 mit dem Ziel, Vergessenes publik zu machen. Es folgten intensive Forschungen in Archiven, Bibliotheken und Nachlässen, Nachfahren wurden ausfindig gemacht und interviewt. Unterstützend führte Ariane Vatovac die Informationen zusammen und erhob weitere Daten. Parallel dazu beschäftigte sich die Autorin seit 2002 mit der Entwicklung des Stuttgarter Einfamilienhausbaus im 20. Jahrhundert, und dabei auch mit Zimmermann in diesem Kontext, sowie die Stuttgarter Architekturhistorikerin Anja Krämer mit den Geschwistern Zimmermann im Zusammenhang mit der Weißenhofsiedlung. Dieser informelle „Freundeskreis Hans und Hilde Zimmermann“ sieht es als Verpflichtung, die Leistungen der beiden Planer zu würdigen. Als Team treffen sich die oben Genannten, jetzt verstärkt durch die Stuttgarter Architektin Helene Maier, selbst Bewohnerin eines Hauses von Zimmermann,

13 Modell des Hauses von Hans Zimmermann für die Werkbundsiedlung „Deutsches Holz“, Modellbau Neda Pahlevan-Schanen, 2003.



und die Kulturwissenschaftlerin Petra Eisele, seit 2015 regelmäßig und erarbeiten gemeinsam die erste Ausstellung zu Hans und Hilde Zimmermann.

Literatur

- Frank-Michael Lange u. a.: Unveröffentlichte Materialsammlung zu Hans und Hilde Zimmermann.
- Inken Gaukel: Flachdach oder Satteldach? Die Stuttgarter Siedlungen am Weißenhof und am Kochenhof, in: Bund Heimat und Umwelt in Deutschland: Stadt und Siedlung. Identitätsorte und Heimat im Wandel, Bonn 2014, S. 114–132.
- Dietrich W. Schmidt: Das Phantom der Werkbundsiedlung „Deutsches Holz“ am Kochenhof 1932/33, in: 100 Jahre Deutscher Werkbund 1907–2007, München 2007, S. 207–209.
- Ulla Terlinden/Susanna von Oertzen: Die Wohnungsfrage ist Frauensache! Frauenbewegung und Wohnreform 1870 bis 1933, Berlin 2006.
- Neda Pahlevan Sharif: Wohnhausprojekte für die geplante Werkbundaussstellung „Deutsches Holz“ in Stuttgart 1932/33: Hans Zimmermann. Seminararbeit am Institut für Architekturgeschichte der Universität Stuttgart, WS 2003/04.
- Stuttgarter Gesellschaft für Kunst und Denkmalpflege (Hg.): Amtlicher Katalog der Werkbundaussstellung Die Wohnung, Stuttgart 1927, kommentierter Nachdruck Stuttgart 1998.
- Karin Kirsch: Die Weissenhofsiedlung, Stuttgart 1987.

Praktischer Hinweis

- Zwei vergessene Planer im Umfeld der Weißenhofsiedlung – Die Geschwister Hans und Hilde Zimmermann
Weissenhofwerkstatt im Haus Mies van der Rohe, Am Weißenhof 20, 70191 Stuttgart
1. Oktober bis 27. November 2016
Öffnungszeiten: Sa, So und Feiertage 12–17 Uhr
Ausstellungseröffnung am Freitag, 30. September 2016, 19 Uhr
mit Unterstützung von: Weissenhofmuseum im Haus Le Corbusier, Freunde der Weissenhofsiedlung e.V., Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Fachbereich Baudokumentation, Bau- forschung, Fotografie, Wüstenrot Stiftung, Institut für Architekturgeschichte, Universität Stuttgart (Modellausleihe).

Inken Gaukel
Architekturhistorikerin
Dillmannstraße 28
70193 Stuttgart

Dr. Frank-Michael Lange
Karl-Pfaff-Straße 24 A
70597 Stuttgart

Zwischen Goethehaus und Baustoff-Experiment

Albert Speers Zweifamilienhaus in Heidelberg

„Unauffällig“ nannte Albert Speer rückblickend seinen Erstling. Das trifft zu und doch wieder nicht, denn das scheinbar unspektakuläre Haus am Schlierbachhang ist Ergebnis einer experimentellen Bauweise und vermittelt überraschende Einblicke in die frühe Entwicklung des jungen Architekten, bevor er zum mächtigsten Mann seiner Zunft im Dritten Reich avancierte. Die Geschichte des Hauses rückte erst jüngst in den Fokus der Denkmalpflege und wird derzeit von neuen Eigentümern instand gesetzt.

Melanie Mertens

Albert Speer wurde 1905 in Mannheim geboren und wuchs ab 1918 in Heidelberg auf. Eigenen Worten zufolge mehr aus Tradition denn aus Neigung folgte er in der Berufswahl Großvater und Vater und studierte Architektur. Zunächst an der Technischen Hochschule München bei Theodor Fischer eingeschrieben, wechselte er 1925 nach Berlin-Charlottenburg, wo er sich der Lehre von Heinrich Tessenow anschloss. Nach bestandenen Examen avancierte er 1928 zu Tessenows (mit 23 Jahren jüngstem) Assistenten, eine Stellung, die er erst 1932 zwecks Gründung eines eigenen Büros in Mannheim aufgab. Der Start in die Selbständigkeit misslang zunächst. Weder in Mannheim noch in Berlin, in das er 1933 zurückkehrte, erhielt er größere Aufträge. Seine Tätigkeit bestimmten Arbeiten für die NSDAP, der er bereits 1931 beigetreten war. Erste Anerkennung erntete er 1933 mit der künstlerischen Ausgestaltung der Maifeierlichkeiten auf dem Tempelhofer Feld und des Nürnberger Reichsparteitags auf der Zeppelinwiese. Der

Einbindung in die Reichspropaganda folgten zunehmend Aufgaben im Bauwesen, wie etwa der Aus- und Neubau einer Dienstwohnung für Joseph Goebbels in Berlin. Spätestens seit dem Bau der Neuen Reichskanzlei 1935 bis 1938 galt er als vielseitig verwendbarer Shootingstar, dem dank seines Organisationstalents und der Sympathie Hitlers eine große Karriere – auch jenseits von Architektur und Städtebau – bevorstand.

Als Architekt steht sein Name für die megalomanen Auswüchse nationalsozialistischer Pomparchitektur, die mit langen Kolonnaden und Pfeilerreihen in kühler Muschelkalkoptik einen überdimensionierten Neuklassizismus zelebrierte. Nahezu unbekannt sind seine frühen architektonischen Entwürfe, die ein ganz anderes Bild zeichnen, nämlich dasjenige eines treuen Tessenow-Schülers, der strenge Einfachheit in der Gestaltung mit technischen Innovationen der Baukonstruktion zu vereinen suchte. Nur wenige Bildquellen dokumentieren diese Frühphase, nur eines der realisierten Bau-



1 Idyllische Lage am Neckarhang, Aufnahme 1930. Vordach mit Sitzbank à la Tessenow.

2 Schlankes Satteldachhaus mit Loggia zum Tal. Die Fenster in Tessenows „relativer“ Symmetrie.



3 Hangseite mit tiefer Loggia und dreiseitig belichtetem Wohnzimmer. Rechts Flachdachanbau von 1974.

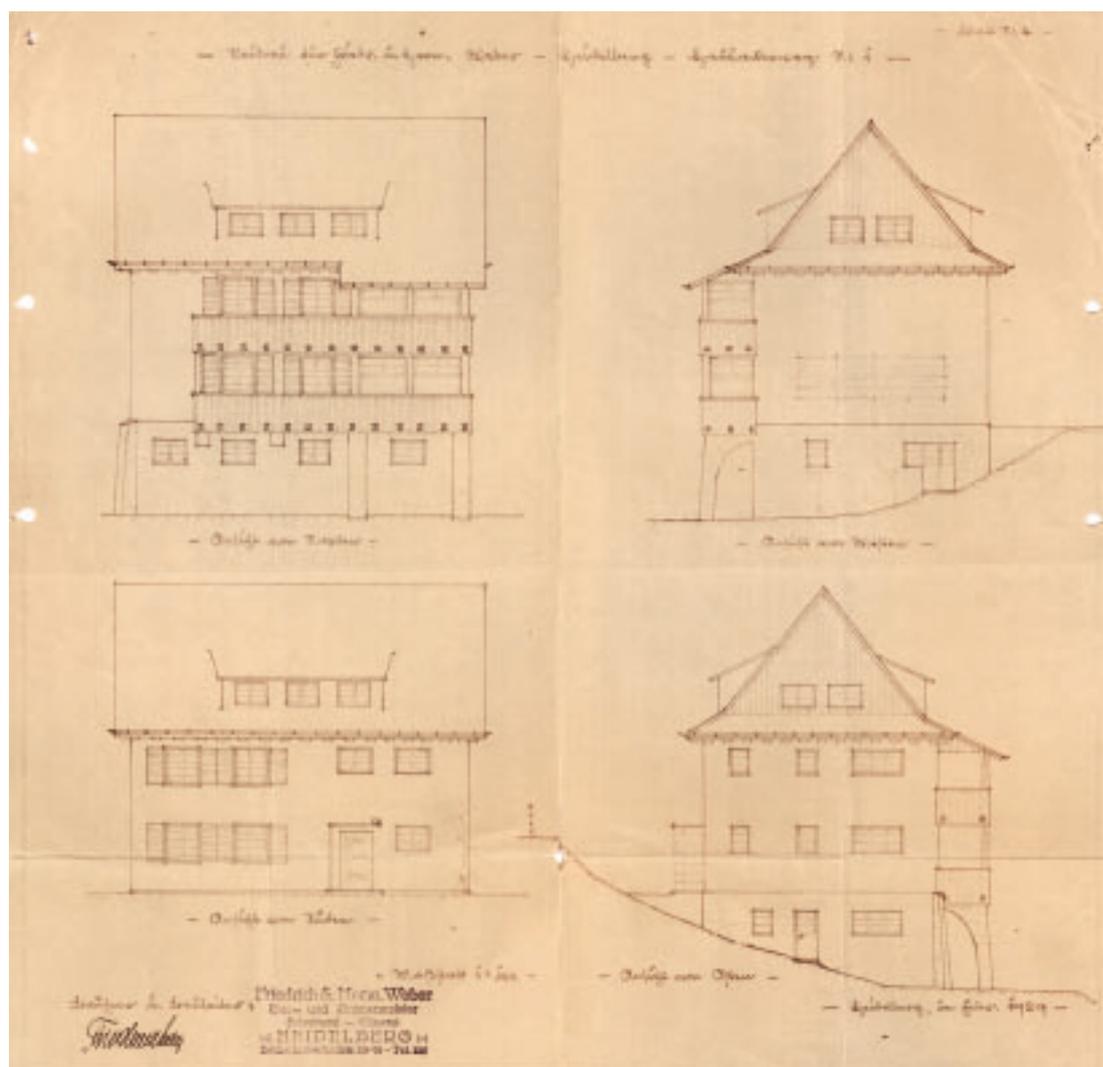
werke ist erhalten. Es handelt sich um ein Zweifamilienhaus, das Speer kurz nach seinem Examen 1929 im Auftrag seines Schwiegervaters Friedrich Weber und dessen Bruder Hermann in Schlierbach, einem Ortsteil Heidelbergs, errichtete (Abb. 1–3).

Das Haus im Neckartal

In idyllischer Lage an einem Steilhang des Neckartals hat das Wohnhaus den Charakter eines Landhauses. Zur Bergseite besitzt es zwei, zur Hangseite drei Geschosse. Ein Satteldach überfängt den Hausblock und – in asymmetrischer Verlängerung – die Loggia zum Tal.

Die Proportionen wirken schlank, beinahe steil. Der massive Sockel zeigt eine traditionelle Verkleidung aus gelbem Sandstein, der darüber aufgehende Hauskasten aus Fachwerk stellt sich hingegen als sparsam gegliederter Putzbau dar mit aufgesetzten Fensterumrahmungen aus Eichenholz, Schlagläden und Portalvorbau.

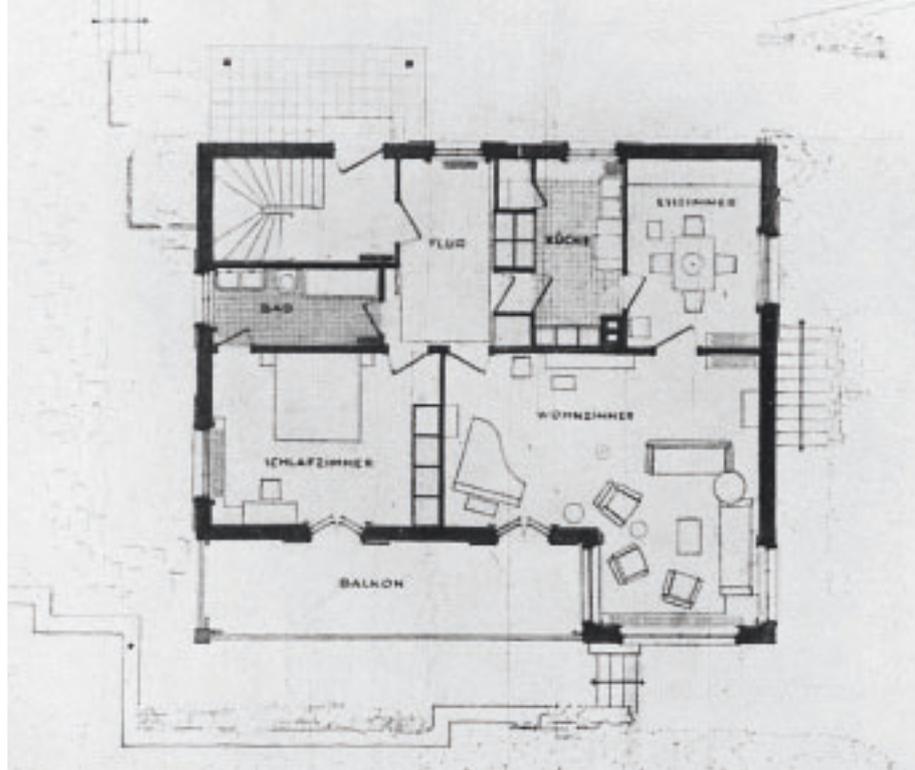
Schwiegervater Weber, von Beruf Zimmermann und Baumeister, war im Februar 1929 mit einem Entwurf in Vorlage gegangen, den das Badische Bezirksbauamt Heidelberg im März genehmigte (Abb. 4). So waren Größe, Bauweise und Kubatur mehr oder minder festgelegt, als Speer Ende Mai, als die Berliner Hochschulferien einen längeren Aufenthalt in Heidelberg zuließen, in die Planung eintrat. Er modernisierte Webers Aufriss durch Vereinfachung und Neuordnung der bestimmenden



4 Erste Planung von Weber im typischen Landhausstil. Aufrisszeichnungen Februar 1929.

Elemente. Gliedernde und aufgliedernde Formen wie das stark vortretende umlaufende Kranzgesims und die beidseitig aufsitzenden Dachgauben und malerische Motive wie die Holzbalkone, das Rankengitter und die Giebelverbreiterung fielen fort. Mit einem seitlichen Risalit anstelle eines aufgeständerten Erkers sowie einer bis zur Hauskante aufschließenden Loggia anstelle von mittig vorkragenden Balkonen wurde die Talseite kompakter gefasst und in sich beruhigt. Die Zahl der Fenster verringerte sich, ihre Anordnung gehorchte keiner strengen Symmetrie, sondern einer relativen Willkür, die Abweichungen als interessante Verschiebung, nicht als störend begreift. In alldem werden die Lehrsätze Tessenows spürbar, die Wiederaneignung der architektonischen Grundform, das Lob der Einfachheit und die Gliederung nach wesenstypischen Maßgaben („Die Symmetrie ist umso besser, je schwerer man ihre Achse findet.“). Hinzu treten typische Motive Tessenows wie das frei aufgeständerte Vordach mit Terrasse und die obligatorische Sitzbank rechts der Haustür. Als Farbkonzept sah Speer weißlich-gelben Edelputz, weiße Fenster, graugelbe Umrahmungen und Läden vor, die weiße Haustür durch eine blaue Leiste eingefasst und die Rinne des Vordachs blau, die Stützen dunkelblau.

Den Grundriss ordnete Speer neu durch Verschiebung des Treppenhauses in den Hauswinkel, löste Verschachtelungen auf und gewann Raum, den er dem nun doppelt so großen Badezimmer (mit Badewanne und Doppelwaschbecken) zuschlug (Abb. 5; 6). Das Wohnzimmer wurde durch den Ri-



salit zu einem L-förmigen Raum erweitert, dessen Kopfstück zum Tal auf drei Seiten mittels großer Schiebefenster verglast ist. Einbauschränke, teils mit raffinierten Einteilungen, ersetzen fallweise die Trennwände zwischen den Zimmern, zum Beispiel in Küche und Schlafzimmer (Abb. 7). Die Türdrücker sind Frankfurter Normdrücker, deren Design auf Ferdinand Kramer zurückgeht. Auch der Entwurf des Mobiliars oblag Speer. Bis auf einen gläsernen Teetisch und ein Satz Tischchen aus gebogenem Stahlrohr handelt es sich um behäbige Polstermöbel und biedermeierliche Stühle. Interessant ist, dass er in den Wohnbereichen Teppich-

5 Erdgeschossgrundriss, gesüdet, Mai 1929, von Speer 1933 in der Zeitschrift „Die Form“ publiziert.



6 Das handwerklich gediegene Treppenhaus mit originalem Kastenfenster.

7 Die kleine Küche mit originalen Einbauschränken, Türen und Steinboden.



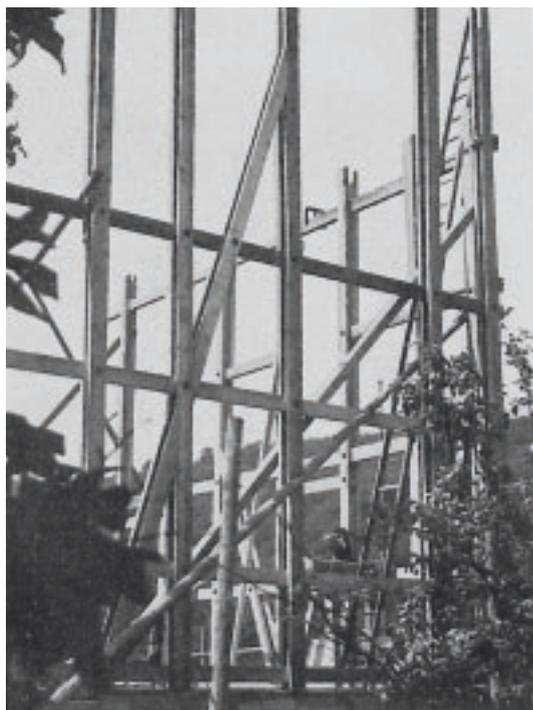
8 Sommerhaus der Deutschen Werkstätten Hellerau von 1924.

boden, hellgrauen Bouclé, vorsah. Flur und Küche sind mit Solnhofer Platten ausgelegt, das Bad ist weiß gefliest.

Weber schien von der Überarbeitung des Entwurfs durch seinen Schwiegersohn überzeugt zu sein. Die Eingabe der veränderten Pläne im Badischen Bezirksbauamt am 29. Mai begründete er stolz, „dass wir die Gestaltung der Fassaden dem modernen Auffassungsgeiste entsprechend ändern wollen, d. h. einfache äussere Formgebung & innerer Ausgestaltung mit nur besten Materialien“.

Experimenteller Holzbau

Zwei außerordentlich wichtige Eigenschaften des Weber'schen Entwurfs blieben bestehen. Der Bau sollte in Fachwerk errichtet und mit Heraklith-Platten verkleidet werden. Das Bezirksbauamt widmete der vorschriftswidrigen Bauweise besondere Aufmerksamkeit, beschied sie aber letztlich positiv. Selbstverständlich war eine Bauweise in Holz für den Zimmereigener Weber naheliegend, da sie seinem Selbstverständnis als Zimmermeister entsprach und für ihn günstiger zu bestreiten war als ein Massivbau. 1929 waren die wirtschaftlichen Verhältnisse aufgrund von Inflation und Weltwirtschaftskrise noch immer prekär. Aber auch unabhängig davon befand sich das Bauen mit Holz in der Zwischenkriegszeit im Aufschwung. Für die typisierte Vorfertigung von Bauteilen boten Fachwerk und andere Holzbautechniken große Vorteile. In Schlierbach, einem landschaftlich bevorzugten waldreichen Stadtteil mit wohlhabender Klientel, waren in den 1920er Jahren schon mehrere technologisch interessante Holzbauten entstanden, die meisten von ihnen als Sommerhaus. So ließ ein BASF-Direktor 1924 im Jettaweg ein Holzfertigteilhaus der Deutschen Werkstätten Dresden-Hellerau errichten, Typ III b, das in nur acht Wochen samt (mitbestellter) Möblierung bezugsfertig war (Abb. 8). Der experimentelle Bau entspricht einem frühen Nachfolger des vom Hellerauer Chefarchitekten Eugen Schwemmler erdachten Initialtypus I von 1921/22. Hinsichtlich seiner Vollständigkeit eines der besterhaltenen Beispiele in Deutschland, ist es heute mangels Nutzung in seinem Fortbestand gefährdet. Weitere Holzwohnhäuser der 1920er und 1930er Jahre finden sich im Klingel-



9 Webers Fachwerk-konstruktion mit zangenartigen Verbindungen.



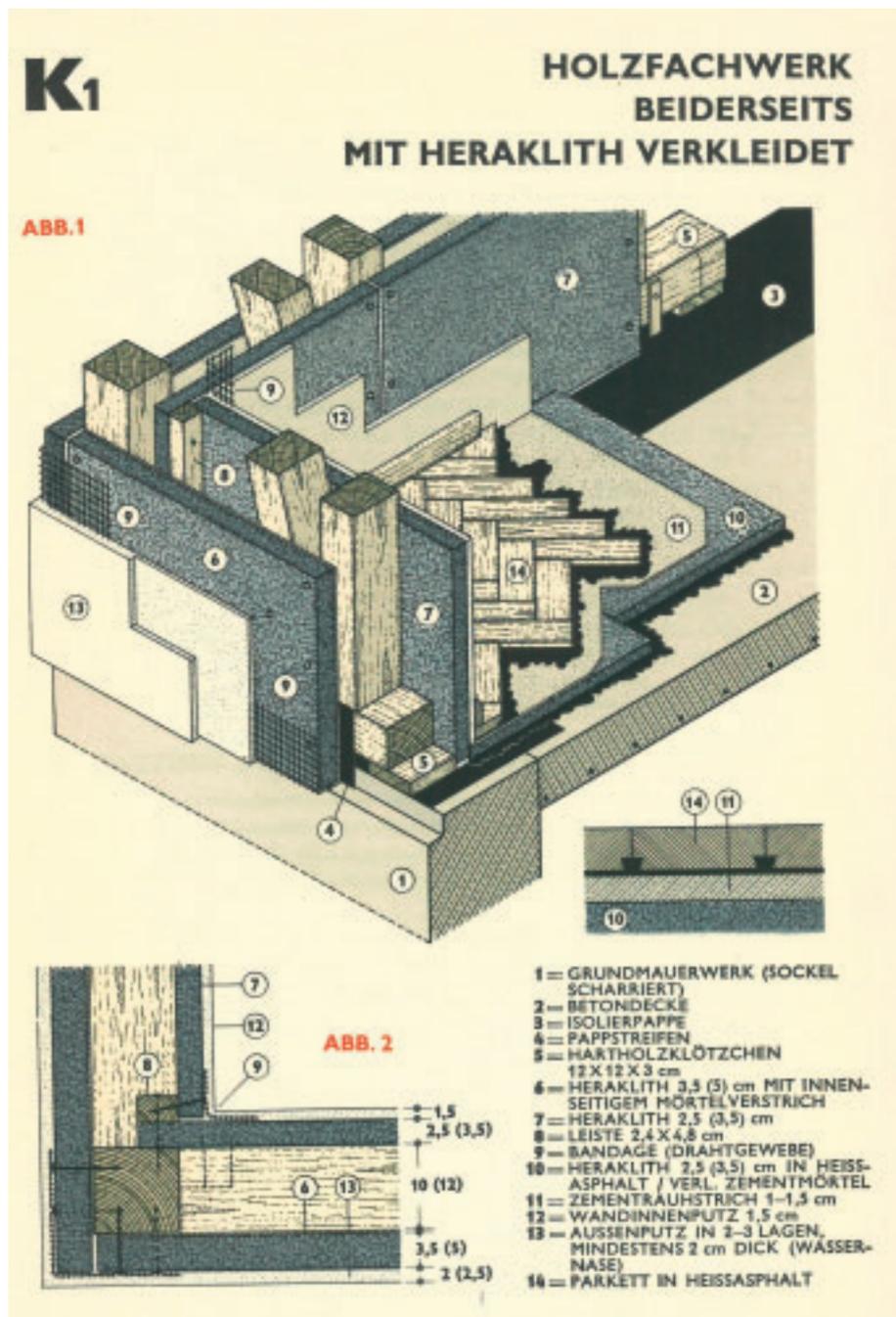
hüttenweg sowie in der Unteren und Oberen Rombach.

Weber hatte eine eigene Konstruktion entwickelt, die er Ende 1929 in der Fachzeitschrift Heraklith-Rundschau unter dem Titel „Holzskelettbau – der Wohnhausbau des Zimmergewerbes“ am Beispiel seines Hauses am Hausackerweg vorstellte (Abb. 9). Die durch zwei Geschosse reichenden Ständer und Diagonalaussteifungen bestehen dabei jeweils aus zwei Bohlen, die die waagrechten Riegel zangenartig einfassen und mit ihnen verschraubt werden. Die Ausfachung besteht aus 4 cm starken Zementdielen. Holzwolleplatten von 5 cm Stärke der Firma Heraklith werden außen aufgebracht, mit einem Drahtgewebe bespannt und verputzt. Die innen aufgetragenen Heraklithplatten beschränken sich auf eine Stärke von 2,5 cm. Weber wirbt vor allem mit den geringeren Baukosten und der kürzeren Bauzeit gegenüber der normierten Vollziegelwand. Hoffnungsvoll – und im Einklang mit den ökonomischen Interessen der Herausgeber – schließt er, „dass sich dem tüchtigen Zimmermeister durch die Heraklith-Bauweise Gelegenheit bietet, das alte Zimmerhandwerk wieder auf die Höhe zu bringen, auf der es einstmals stand.“

Wärmedämmung

Tatsächlich zeigt das Haus nicht nur das Bemühen um eine Renaissance des Holzbaus, sondern stellt in der zusätzlichen Verwendung von Dämmplatten aus Holzwolle ein frühes Beispiel des modernen Wärmeschutzes im Hausbau dar. Das 19. Jahrhundert hatte die Massivbauweise zur vorherrschenden Bautechnik befördert. Das Maß aller Dinge war die 38 cm starke Vollziegelwand, die Feuchtigkeit ab- und aushielt und einen damals als ausreichend angesehenen Wärmeschutz bot. Tatsächlich war deren Wärmedurchlässigkeit jedoch erheblich, vor allem im Vergleich zu Holz- und Fachwerkwänden unterschiedlichen Aufbaus.

Die wärmetechnische Überlegenheit einer Fachwerkwand wurde bereits in der Münchner Ausstellung „Die warme Wand“ 1921 und durch die beeindruckende Versuchsreihe des norwegischen Architekten Bugge 1920 bis 1924 mit 27 Versuchshäusern, die über zwei Jahre beheizt und gemessen wurden, klar herausgestellt. Auch standen seit Beginn der 1920er Jahre zuverlässige Berechnungsmethoden zur Ermittlung des „Wärmedurchgangs“ zur Verfügung, sie fanden allerdings im Bauwesen keine regelhafte Anwendung. Handbuchliteratur und Bauvorschriften hielten beharrlich an der Vollziegelwand fest. Selbst die „Richtlinie zur Förderung der Wärmewirtschaft beim Wohnungsbau“ 1921 wies die gedämmte Holzwand zwar als beste Wärmehaltung (zumal bei geringen Herstellungskosten) aus, empfahl jedoch



weiter die 38 cm dicke Vollziegelwand. Noch 1938 bestanden 75 Prozent aller neu erstellten Außenwände aus Backstein.

Dass die Dämmstoffproduktion in der Zwischenkriegszeit anstieg, lag so auch nicht in der Zunahme der wärmetechnisch vorteilhaften Holz- und Fachwerkbauweise begründet, sondern war auf den Anstieg der Betonbauweise zurückzuführen, die ohne Dämmstoffe klimatisch nicht funktionierte. Die österreichische Firma Heraklith gehörte zu den ersten und erfolgreichsten Herstellern von Leichtbauplatten aus magnesit-behandelter Holzwolle, aufgrund ihrer Optik auch „Sauerkrautplatten“ genannt, die im großen Stil für die Gebäudedämmung produzierte (Abb. 10). Ohne den Vermarktungsschub durch absatzfördernde Bauvorschriften musste die Firma für ihr Produkt kräftig

10 Heraklith-Bauan-
leitung.



11 Speers Wohnhaus in Berlin-Wannsee, 1935 erbaut, Gartenplanung von Hermann Mattern, kriegszerstört, Fotograf Max Baur, Potsdam, Architekturmuseum TU München.

die Werbetrommel rühren. Die oben bereits zitierte, ambitioniert als Fachzeitschrift angelegte Anwenderbroschüre Heraklith-Rundschau informierte zwischen Mai 1929 und April 1930 über die jüngsten Bauprojekte in Deutschland und Österreich, darunter auch über das Haus im Neckartal, das als exemplarisch im Rhein-Neckar-Raum hervorgehoben wurde.

Einordnung

Das nächste private Wohnhaus, das Speer – diesmal ohne Co-Autor aus der engeren Verwandtschaft – entwarf, war sein eigenes Heim in Berlin-Wannsee, Kronprinzessinnenstraße 21, fertiggestellt 1935 (Abb. 11). Ein leicht gestaffelter Rechteckbau unter Satteldach, ein- und zweigeschossig unter ungleich langen Dachwalmen, gliedert allein durch Fenster und Türen, platziert in „relativer“ Symmetrie. Nur der Eingangsrisalit mit Säulenstellung und Gebälk schlägt die Brücke zu dem Neoklassizisten, der er im Dienst der NSDAP längst war.

Die Simultanität der verschiedenen Entwürfe, hier der reduzierte Inbegriff eines privaten Wohnhauses im Sinne einer konservativen Moderne, dort die maßstabspregenden Monumentalbauten, Steingebirge mit antikisierenden Würdeformeln, irritiert. Sie vermittelt den Eindruck, dass Speer in unterschiedlichen Modi dachte, die er mühelos so einsetzte, wie es von ihm erwartet wurde.

Speer hat die hohe Achtung gegenüber Tessenow nie aufgegeben. Auch als er längst gegen die Maximen seines Lehrers dachte und baute, sprach er ihm Respekt aus und schützte ihn. In seiner Architektur war die Schule Tessenows nach 1935 nicht mehr wiederzufinden. Das Berliner Haus wurde 1945 zerstört. Nur das Heidelberger Haus und die nicht realisierten Entwürfe zu einem Gemeindezentrum (neusachlich) und einem Gartenhaus (Goethehaus-Stil) bezeugen, dass sich auch Speer mit Reformtendenzen in der Architektur auseinandergesetzt hat.

Speer selbst tat das Heidelberger Haus rückblickend als „unauffälligen Bau“ ab, „der noch den einen oder anderen unbedeutenden Nachfolger fand.“ Während er das Berliner Wohnhaus in seiner eigenen zusammengestellten Werkausgabe 1978 präsentierte, wurde das Haus am Hausackerweg nie thematisiert. Vielleicht betrachtete er es aufgrund des großen Anteils seines Schwiegervaters kaum als eigenes Werk. Wahrscheinlicher ist, dass er die damals herausgekehrte Einfachheit inzwischen ablehnte.

Tatsächlich ist es weniger die Baukunst als die Summe zeitgeschichtlicher und bautechnischer Eigenschaften, die das Heidelberger Haus zu einem schützenswerten Bauwerk machen. So dokumentiert das nahezu unveränderte Haus die Experimentierfreude des Zimmerhandwerks der Zwischenkriegszeit, das im vom Massivbau dominierten Bauwesen wieder an Bedeutung zu gewinnen suchte. Hinsichtlich der Berücksichtigung des Wärmeschutzes ist der Bau dem Gros seiner Gattung weit voraus. Das Haus wirft ein Licht auf die Entwicklung Albert Speers als Architekten, bevor er sich von den Lehren seiner Ausbildung lossagte und in einen säulenverliebten Neoklassizisten verwandelte.

Mein Dank gilt den derzeitigen Eigentümern, die die Studie zur Hausgeschichte mit großem Engagement unterstützten.

Literatur und Quellen

- Werner Eicke-Hennig: Kleine Geschichte der Dämmstoffe, in: Zeitschrift für Wärmeschutz, Kälteschutz, Schallschutz Brandschutz (wksb), 65/2011, S. 6–27, 66/2011, S. 6–34.
- Margret Nissen: Sind Sie die Tochter Speer?, München 2005.
- Uta Karin Schmitt: Die Verweigerung der Moderne. Albert Speers Entwürfe für Heidelberg, in: Jahrbuch des Stadtteilvereins Handschuhsheim, 2003, S. 113–118.
- Marco De Michelis: Heinrich Tessenow 1876–1950. Das architektonische Gesamtwerk, Stuttgart 1991.
- Albert Speer: Architektur. Arbeiten 1933–1942, Frankfurt a. Main, Berlin 1978.
- Albert Speer: Erinnerungen, Berlin 1969.
- Albert Speer: Haus im Neckartal, in: Die Form. Zeitschrift für gestaltende Arbeit, 8. Jg., Heft 10, 1933, S. 289–295.
- Heraklith-Rundschau, 1. Jg., Nr. 7, 15. 11. 1929, S. 6–7.
- Amt für Baurecht und Denkmalschutz Stadt Heidelberg, Bauakten.

Dr. Melanie Mertens
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Karlsruhe

Wo einst Klosterfrauen lebten

Die neue Jugendherberge im früheren Klostergebäude der Rottweiler Dominikanerinnen

Seit 2013 hat Rottweil wieder eine Jugendherberge. Mit 135 Betten in 34 Zimmern handelt es sich um eine der größeren im Land. Sie wurde im vormaligen Polizeigebäude eingerichtet, doch hat das Haus schon mehrere Nutzungswechsel hinter sich und ein Polygonschluss deutet auf eine frühere sakrale Nutzung. Tatsächlich wurde es zu Beginn des 18. Jahrhunderts als Frauenkloster errichtet. Im Inneren sind davon nur wenige Spuren zu entdecken, doch trotz zahlreicher Umbauten erwies es sich, dass dieses eher nüchtern und entkleidet wirkende Gebäude durchaus wesentliche Teile seiner historischen Struktur und Substanz bewahrt hat. Zur Entscheidungsfindung, welche Baumaßnahmen für das Denkmal verträglich sind, wurden verschiedene Voruntersuchungen durchgeführt: eine Sammlung von Schriftquellen zu früheren baulichen Vorgängen, restauratorische Untersuchung und Bauforschung. Für Letzteres ließen sich die Ergebnisse während des Umbaus weiter ergänzen und präzisieren (Abb. 1).

Stefan King/Monika Loddenkemper

Lage auf der Stadtmauer

Das Gebäude besetzt die Nordwestecke der im beginnenden 13. Jahrhundert gegründeten Stadt. Die westliche rückwärtige Längsseite liegt in der Flucht der ersten Stadtmauer, die an das Schwarze Tor anschloss. Der jetzt nur noch flache Geländeeinschnitt entspricht dem zugehörigen Wehrgraben. Sein Niveau wurde im Rahmen des jüngsten Umbaus um etwa 3 m angehoben, sodass der geböschte Sockelbereich, in dem noch Reste der Stadtmauer vermutet werden dürfen, heute nicht mehr sichtbar ist. Auf der Nordseite lässt sich im abschüssigen und über die Jahrhunderte überformten Gelände der genaue Verlauf der Stadtmauer heute nicht mehr nachvollziehen.

Standort des Klosterhofs von St. Georgen

Am Standort befand sich in früherer Zeit ein Hof des Benediktinerklosters Sankt Georgen im Schwarzwald. Er diente als wirtschaftliche Außenstation des Klosters, wo Einnahmen gesammelt und Angehörige des Klosters auf Reisen oder Gäste beherbergt wurden. Urkundlich ist der Hof erstmals für das Jahr 1397 fassbar. Als Herzog Ulrich von Württemberg als Schutzvogt des Klosters St. Geor-

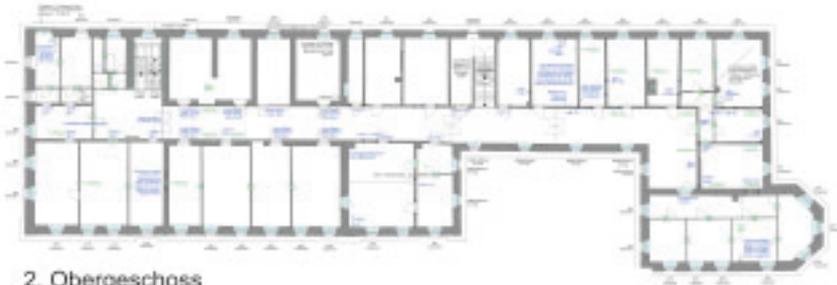
gen in den Jahren nach 1534 die Reformation einführte und sich ein großer Teil der Konventualen der neuen Glaubensrichtung nicht anschloss, mussten diese das Kloster verlassen. 22 von ihnen nutzten ab 1536 den Rottweiler Klosterhof als Unterkunft, bis sie zwei Jahre später nach Villingen in ihren dortigen Klosterhof übersiedelten, zufällig ebenfalls an der Nordwestecke der Stadt gelegen (heute so genanntes Abt-Gaisser-Haus). Von 1548 bis 1556 konnten die Mönche für einige Jahre nochmals in ihr Stammkloster im Schwarzwald zurückkehren, mussten sich dann aber wieder nach Villingen zurückziehen.

Der Rottweiler Klosterhof umfasste im 16. Jahrhundert mindestens zwei Wohnhäuser und eine Scheune. Ein Teil der Stadtmauer wurde vom Kloster unterhalten. Das letzte Viertel des Jahrhunderts sah größere Neuerungen, als 1574 das Gelände mit einer Mauer umgeben wurde und ab etwa 1590 Gottesdienste in einem eigenen Kirchenraum nachweisbar sind. Regelmäßige Ausgaben für Kerzen und für Schüler, welche die Gottesdienste gesanglich untermalten, spiegeln das Bemühen, im Rahmen der erstarkenden Gegenreformation für die katholische Sache einzutreten. Vermutlich wurde mit dieser Aufwertung Vorsorge getroffen, in politisch unsicherer Zeit nötigenfalls den Konvent nach Rottweil verlagern zu können. Erst am

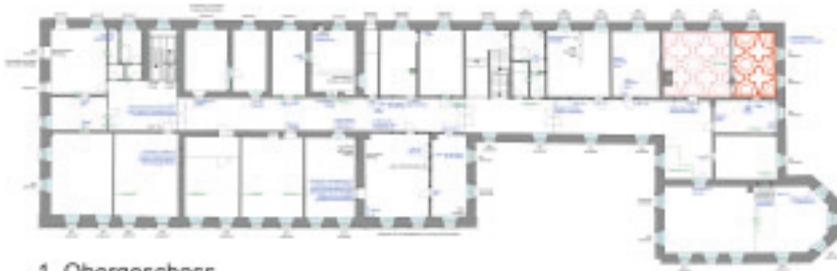




Dachgeschoss



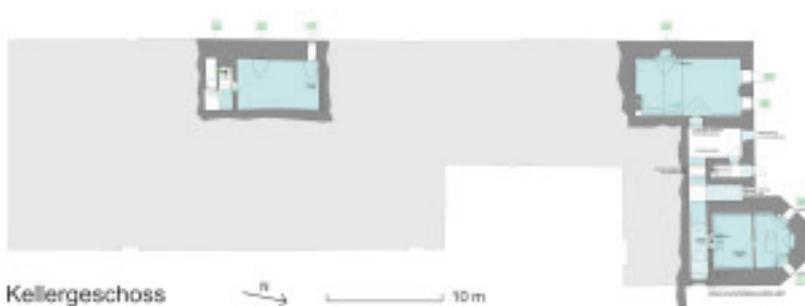
2. Obergeschoss



1. Obergeschoss



Erdgeschoss



Kellergeschoss

1 Grundrisse zur Dokumentation der Baubefunde (zeichnerische Grundlage: Intermetric, Stuttgart).

Ende des Dreißigjährigen Kriegs im Jahre 1648 waren die politischen Verhältnisse so weit geklärt, dass an eine Rückkehr nicht mehr zu denken war und der Villingener Klosterhof in der Folgezeit einen Ausbau zur stattlichen Klosteranlage erfuhr. Zugleich büßte der Rottweiler Klosterhof seine Bedeutung ein und ging im Dreißigjährigen Krieg durch Einquartierung von Truppen, Beschießung der Stadt

und Ausbau der Befestigungsanlagen schließlich seiner Zerstörung entgegen. Er war offensichtlich so ruinös, dass von Seiten des Magistrats den Kapuzinern 1651 die Erlaubnis erteilt wurde, zur Gewinnung von Baumaterial für ihr neues Kloster Teile davon abzubrechen. Nur die Umfassungsmauer blieb bestehen, deren Zugänge verschlossen gehalten wurden.

Kloster der Rottweiler Dominikanerinnen von St. Ursula

Nach einem großflächigen Brand im Heiligkreuzort, der 1696 nun auch die umgebende Bebauung des einstigen Klosterhofs verheerte, ergriffen die Schwestern der „Weißen Sammlung“ die Initiative. Die Klosterschwester hatte ihren Ursprung im frühen 14. Jahrhundert, war in der Hochmaingasse ansässig (heute städtische Musikschule) und stand unter Obhut der Rottweiler Dominikaner, womit sie Terziarinnen dieses Ordens waren. Sie erfuhr starken Zuwachs, als dort in unruhigen Zeiten im Vorfeld des Bauernkriegs die Schwestern mehrerer Klöster aus dem Umfeld der Stadt Zuflucht fanden. Um die beengten Verhältnisse in ihrem Haus hinter sich zu lassen und sich neu zu konsolidieren, konnten die Klosterfrauen im Jahr 1700 in einem Tauschgeschäft mit dem Kloster St. Georgen deren Hof erwerben, da er auf diese Weise in geistlicher Hand blieb. Weitere angrenzende Grundstücke wurden aus privatem Besitz erstanden.

Die Grundsteinlegung für das neue Klostergebäude der Dominikanerinnen erfolgte 1702. Bereits im Folgejahr war das Projekt so weit gediehen, dass die Dachwerke aufgeschlagen werden konnten. Drei Jahre später war der Neubau bezugsfertig, und die Klosterschwester übersiedelte aus der Hochmaingasse hierher.

Das aus drei Flügeln zusammengesetzte Klostergebäude bildete ein gestrecktes U um einen Hofraum, ergänzt um einen nach Norden ausgreifenden Flügel (Abb. 2; 3). Es stand anfangs auch auf der Südseite frei. Oberhalb des Sockelbereichs mit dem vermuteten Sockel der Stadtmauer wurde alles Aufgehende neu errichtet. Für die Außen- und die Mehrzahl der Innenwände des Erdgeschosses kam Bruchsteinmauerwerk und für die Innenwände der Obergeschosse ausgemauertes Fachwerk zum Einsatz. Wände und Decken trugen einen vollflächigen Verputz, der auch die Fachwerkhölzer verdeckte. Die Treppenstufen bestanden im Erdgeschoss aus Werkstein, von wo es nach oben auf breiten hölzernen Blocktreppen weiterging. Auch die Fensteröffnungen wurden im Erdgeschoss aus steinernen Fenstergewänden, in den Obergeschossen hingegen aus hölzernen Balkenleibungen gebildet. Eine solche Öffnung hat sich im ersten Obergeschoss in der später zugebauten Südwand in ver-



mauertem Zustand erhalten. Ihre Balkenleibung ist auf der Innenseite zum Anschlagen des Fensters gefälzt und weist auf der Außenseite einen breiten Ladenfalz sowie innerhalb desselben eine dekorative Kehle auf. Um die Öffnung ist eine gohrte, das heißt an den Ecken leicht vorspringende Rahmung in Grau mit schwarzem Randstrich aufgemalt. Dieses Grau dürfte sich in weiteren Elementen der Fassadengliederung wiederholen. Der nach Norden gerichtete Flügel nahm die der hl. Ursula geweihte Hauskapelle auf, wo im polygonalen Chorschluss der Hochaltar stand (Abb. 4). Hohe Fenster lagen etwa an der Stelle der heutigen Fensterachsen. In der Mittelachse gegen den Hofraum öffnete sich Gottesdienstbesuchern ein Portal. Weit vortretende Werksteine aus Buntsandstein knapp unter dem angetroffenen Hofniveau waren vermutlich Teil der Basis einer säulengeschmückten Portalarchitektur. Die Schwestern hatten ihren Platz auf einer Empore, wohin sie direkt vom ersten Obergeschoss gelangen konnten. Die drei Flügel um den Hofraum bildeten die Klausur. Der Südflügel endete in einem hohen Giebel mit der Klosterpforte. Für die innere Erschließung der Geschosse wurden breite Flure entlang aller drei Hofseiten und ein Treppenhaus vorgesehen (Abb. 5). In der Nordwestecke befanden sich im Erd- und im ersten Obergeschoss die größten Räume, die in Schriftquellen als „Sommerspeiseaal“ identifiziert wurden. In Analogie kann der Saal im Erdgeschoss als „Winterspeisesaal“ angesprochen werden, der einen von der Küche aus befeuerbaren Ofen besaß. Die Küche, unmittelbar neben ihm, wurde zur Feuersicherheit mit Gewölbe ausgestattet. Der Raum gleich neben der Pforte war ebenfalls gewölbt und beheizt, was einen Verwaltungsraum vermuten lässt. Im ersten Obergeschoss lag zwischen Saal und Kapelle die „Priorat-Wohnung“, das heißt die Räume der Priorin. Daneben gab es noch acht weitere Räume in diesem Geschoss, deren Funktionen im Einzelnen nicht näher bestimmt werden konnten. Das oberste Geschoss teilten sich zwölf Räume, die alle eine ähnliche Größe hatten und deren Türen jeweils bündig zu einer Raumecke lagen. Alle diese Räume dürften als Zellen gedient haben, deren Anzahl der idealen Klostergröße von zwölf Mitgliedern ent-

sprach. In allen drei Geschossen führte ein schmaler Stichgang zur Südwestecke, wo Aborte in größter Entfernung zur Kapelle lagen und eine direkte Entsorgung in den Stadtgrabenbereich erlaubten. Von der Ausstattung konnten lediglich Reste von Wand- und Deckenstück nachgewiesen werden. Die beiden Säle in Ecklage weisen noch heute Stuckdecken beziehungsweise Teile davon mit unterschiedlichen geometrischen Mustern auf (Abb. 6). Flure, Zellen und weitere Räume waren mit profilierten Randleisten aus Stuck versehen, die nur im erdgeschossigen Flur noch in größerem Umfang angetroffen wurden. Für die Obergeschosse gelang der Nachweis nur mittels kurzer Reststücke an den Anschlussstellen einer jüngeren Zwischenwand und anhand von Ausbruchspuren. Im Kapellenraum ließen sich einzig geringe Fragmente stückierter Fenstereinfassungen in der Form eines gerippten Profils nachweisen.

In den ausgedehnten Dachraum konnte Lagergut über eine Ladeöffnung im Giebeldreieck hinaufgezogen werden. Kellerräume waren auf den nördlichen Teil der Grundfläche beschränkt, wo sie im abschüssigen Gelände ebenerdig lagen. Ihre Rückwand geht vermutlich nicht auf einen früheren Stadtmauerzug zurück, sondern es dürfte sich um eine Stützmauer zur Schaffung einer ebenen Plattform für den Neubau handeln. Dies würde auch erklären, weshalb bei archäologischen Beobachtungen im Hofraum keine Reste früherer Bebauung angetroffen wurden. Frühe Stadtpläne zeigen den Hofraum von einer Mauer geschlossen, die in Rücksicht auf das Kapellenportal einen geknickten Verlauf hatte.

Das bisher freistehende Klostergebäude erfuhr im Jahr 1750 eine Verlängerung nach Süden, die die Lücke zur südlichen Nachbarbebauung schloss. Den Anbau teilte eine geschlossene Wand in zwei Abschnitte. Der nördliche erhielt in allen Geschossen einen Mittelflur in Verlängerung des hofseitigen Flurs des Altbaus mit Räumen zu beiden Seiten. Diese dienten im Erdgeschoss als Lager- und Wirtschaftsräume, in den Obergeschossen als Zellen und anderen klösterlichen Funktionen. Im separierten südlichen Abschnitt waren vermutlich eine Scheuer und vielleicht auch Stallungen untergebracht.

Die von Kaiser Joseph II. in den 1780er Jahren eingeleiteten Reformen verlangten von den Klöstern, sich für die Gesellschaft nützlich zu machen. Im Klostergebäude wurden fortan zwei Mädchenklassen unterrichtet. Doch schon wenige Jahre später ergriff das Herzogtum Württemberg 1803 die Macht in der bisherigen Reichsstadt. Dies ging mit der Auflösung aller klösterlichen Gemeinschaften einher und bedeutete auch für das Kloster der Dominikanerinnen die Aufhebung. Der Schulunterricht wurde jedoch aufrechterhalten. Das „ge-

2 Gebäude von Süd-osten. Ganz hinten die einstige Kapelle, davor der hohe Giebel mit der Klosterpforte und dazwischen der heute verglaste Hofraum. Näher zum Betrachter liegen der 1750 errichtete Anbau und die erst 1827 entstandene Gasse.



3 Das zwischen 1702 und 1706 errichtete Klostergebäude stand anfangs frei (rot). Es wurde um 1750 erheblich erweitert (orange). Nach Beschädigung des anstößenden Gebäudes trat eine Gasse an dessen Stelle (gelb). Heute ist der Hofraum verglast und dient als Foyer und zur Erschließung (grau).

4 Nordseite des ehemaligen Klostergebäudes mit dem polygonal vortretenden Chorschluss der Kapelle. Davor lag der Klostersgarten.



5 Rekonstruktion der anfänglichen Raumanordnung des Klostergebäudes in allen drei Geschossen. Gewölbte Räume sind hellrot gefärbt, vom Deckenstück sind ausschließlich die erhalten gebliebenen Reste rot dargestellt. Wo nachvollziehbar, sind die Funktionen der Räume eingetragen.

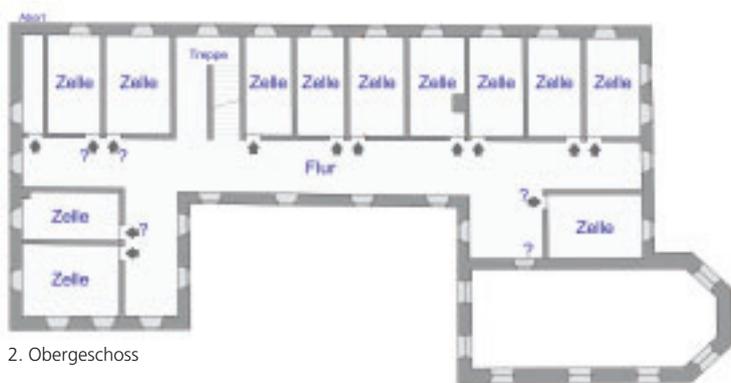
schossene Kruzifix“ – eine Darstellung des Gekreuzigten mit drei Einschusslöchern – wurde in die Heilig-Kreuz-Kirche übertragen. Dort befindet es sich heute im südlichen Seitenschiff an der Turmwand.

Oberamt und Polizei

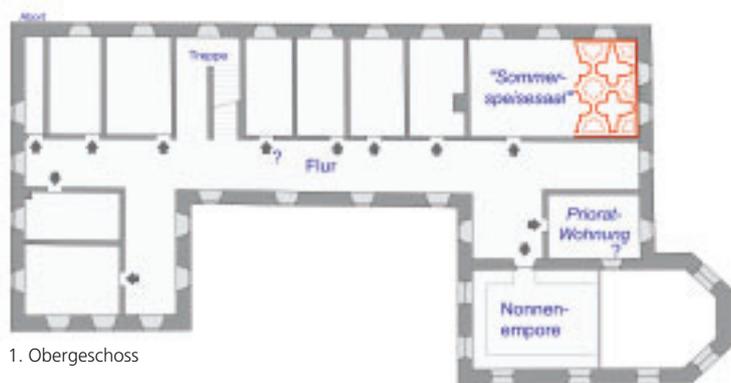
Das nun teilweise leerstehende Klostergebäude verlangte nach einer neuen Nutzung. Im nördlichen Teil richtete man für den von Herzog Friedrich ernannten Landvogt eine Dienstwohnung ein und widmete den Kapellenraum zu dessen Pferdestall um.

1827 wütete westlich der Heilig-Kreuz-Kirche ein Großbrand. Auch die Zehntscheune der Heilig-Kreuz-Bruderschaft, die unmittelbar südlich an das erweiterte Klostergebäude angrenzte, erlitt Schaden. Der Stiftungsrat beschloss daraufhin, die Brandruine ganz abzurechen und jenseits des Stadtmauerverlaufs eine freistehende Scheuer neu zu errichten (das heutige Feuerwehrgebäude). Den Zugang dorthin führte man durch das alte Grundstück und über den früheren Wehrgraben. Diese so entstandene Gasse trennte fortan das Gebäude von der übrigen Häuserzeile.

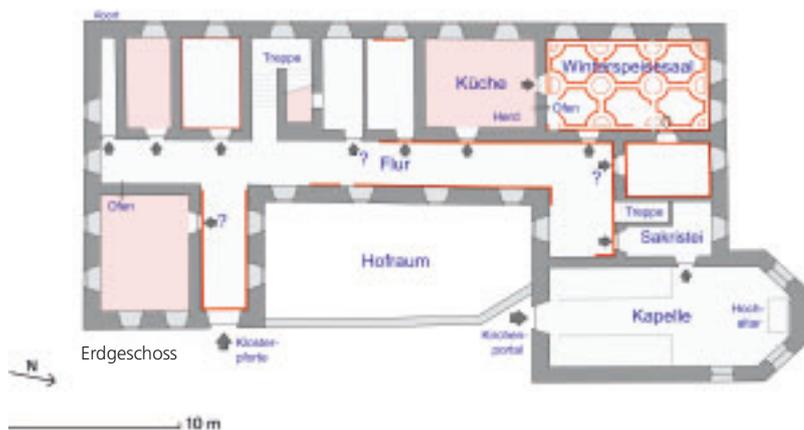
Die neue Situation verlangte nach baulichen Maßnahmen an der nun freistehenden Giebelwand, wo die Dachfläche mit einem Walm geschlossen wurde. Zugleich eröffnete sich die Möglichkeit zum Einbau von Fenstern und damit zu einer verbesserten Nutzung dieses Bereichs. Offensichtlich war dies auch der Anlass, im selben Jahr die bisher im früheren Klostergebäude der Dominikaner (an der Stelle des heutigen Dominikanerforums) untergebrachten königlichen Behörden in das ehemalige Frauenkloster umzusiedeln und im Gegenzug die Unterrichtsräume dorthin zu verlegen. Auch die frühere Kapelle wurde in die neue Nutzung eingebunden und erhielt neue Fensteröffnungen. Das Gebäude war nun königliches Oberamt, was bis heute im Straßennamen der „Oberamteigasse“ fortlebt, obwohl 1938 zum „Landratsamt“ umbenannt. Weil das Gebäude zu wenig Platz bot, zog die Behörde in den 1960er Jahren in ein neu erbautes Hochhaus, sodass das Hauptquartier der Polizeidirektion die nun freien Räume 1963 beziehen konnte und dort bis 2006 blieb.



2. Obergeschoss



1. Obergeschoss



Die neue Jugendherberge

Nach einiger Zeit des Leerstands begann 2011 der Umbau zur Jugendherberge. Die Raumaufteilung war dafür durchaus passend, denn das neue Raumprogramm mit vielen Schlafräumen, Gemeinschafts- und Wirtschaftsräumen kommt der ursprünglichen Bestimmung nahe. Als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung klassifiziert, war es bei der Konzeptentwicklung und -abstimmung oberste Prämisse, den angetroffenen Bestand möglichst ungeschmälert weiter zu tradieren. So kam es zur Konzeption eines neuen Empfangsbereichs innerhalb des Hofraums, wo eine hohe gläserne Wand etwa dem Verlauf der früheren Hofmauer folgt.

Auf diese Weise konnten der behindertengerechte Zugang, Empfangsflächen für Gruppen, Fluchttreppe und Aufzug dem historischen Gebäude gewissermaßen vorgelagert werden. Die dafür notwendigen Eingriffe in die Bausubstanz beschränkten sich auf die Herausnahme von Fensterbrüstungen für die Zugänge. Durch diese Maßnahme war es möglich, die Grundrissstruktur des vormaligen Klosters zu bewahren und die erforderlichen Veränderungen auf ein Minimum zu beschränken. Die Konstruktionselemente der Verglasung und die Geländer wurden möglichst filigran gestaltet, eine Aufzugsüberfahrt vermieden und auf eine Möblierung an den vormaligen Außenfassaden möglichst verzichtet. Die große Glasfläche stieß freilich nicht nur auf Zustimmung, wengleich sie aufgrund der abgelegenen Lage kaum Fernwirkung entwickelt. Im Gegenzug bietet sie eine stimmungsvolle Ausleuchtung in den Abendstunden.

Im Inneren wich der kühle Eindruck des vormaligen Verwaltungsgebäudes. Dem Flur von 57 m Länge verleihen farbige, hinterleuchtete Türrahmen eine geordnete Übersichtlichkeit. Der mehrfach unterteilte Eckraum im Erdgeschoss erhielt seine frühere Größe zurück, und die dabei freigelegte Stuckdecke wurde restauriert. Mit dem gewölbten früheren Küchenraum zusammengefasst dient er wieder wie anfangs als Speisesaal. Um das angrenzende Treppenhaus beibehalten zu können, musste eine Aufteilung des früheren Eingangskorridors hingenommen werden. Hier befinden sich nun ein kleines Empfangsbüro, dem das einstige Portal als Fenster dient, und die Essensausgabe der angrenzenden Küche. Den ausgedehnten Dachräumen wurde eine intensive Nutzung erspart, und die ruhigen Dachflächen konnten in ihrer Geschlossenheit erhalten bleiben. Mit der hellgrünen Farbgestaltung wurde eine frühere Fassadenfassung wiederbelebt.

Insgesamt darf die erfolgreiche Umnutzung zur Jugendherberge auch von Seiten der Denkmalpflege als überaus gelungen betrachtet werden: Es ist das



Ergebnis einer kooperativen Zusammenarbeit mit dem Bauherrn und in Abwägung der unterschiedlichen Belange. Doch während sich beim unweit gelegenen neuen Mehrgenerationenhaus das gesamte Sanierungskonzept auf die Erlebbarkeit der Zeit als Kapuzinerkloster abstimmen ließ (siehe Literatur), hätten sich hier neben den Stuckdecken nur spärliche Befunde zur Präparation und Präsentation angeboten. Daher lässt sich den zahlreichen Besuchern der Jugendherberge die Baugeschichte nicht annähernd so anschaulich vermitteln.

Literatur

- Kapuzinerkloster Rottweil: Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, Heft 10, hg. v. Landesamt für Denkmalpflege; Lindenberg 2015.
Stefan King: Rottweil, Oberamteigasse 13, Bauhistorische Dokumentation, Freiburg 2011/2013.
Peter Volkmer: Restauratorische Voruntersuchung, Kurzbericht Nachuntersuchung, Untersuchung Fassaden, Aichhalden-Rötenberg 2011/2012.
Werner Wittmann: Rottweil, Oberamteigasse 13, Schriftquellen zur Baugeschichte, Rottweil 2011.
Stefan King: Kapuziner Rottweil – Bauhistorischer Rundgang durch das ehemalige Kapuzinerkloster, Rottweil 2011.
Winfried Hecht: Die Dominikanerinnen von St. Ursula in Rottweil, in: Kleine Schriften des Stadtarchivs Rottweil 10; Rottweil 2003.
Winfried Hecht: Das „geschossene“ Kruzifix von Rottweil, in: Rottweiler Heimatblätter 53. Jg., Nr. 2, 1992.

Stefan King
Kandelstraße 8
79106 Freiburg

Monika Loddenkemper
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienststz Freiburg

6 Deckenstück im einstigen „Sommerspeisesaal“ des ersten Obergeschosses (links) und im früheren und heutigen Speisesaal im Erdgeschoss während der Wiederherstellung (rechts).



Ein prachtvoller Raum – die Schlosskapelle in Heiligenberg

Erste Schritte zu einem restauratorischen Konzept

Schloss Heiligenberg thront weithin sichtbar über dem Salemer Tal und dem Bodensee an der Kante vom oberen zum etwa 400 m tiefer gelegenen unteren Linzgau und ist allein schon wegen seiner malerischen Fernwirkung überregional bekannt. Die hoch aufragende Vierflügelanlage gilt unter anderem wegen ihres Arkadenhofs, des prächtigen Rittersaals und der Schlosskapelle als eines der herausragenden Denkmale der Renaissance in Süddeutschland. Zur Bau- und Restaurierungsgeschichte der Schlosskapelle war bislang wenig bekannt. Auf Anregung des Landesamtes für Denkmalpflege und mit Unterstützung des Hauses Fürstenberg konnten 2015 im Rahmen einer Masterarbeit an der Akademie der Bildenden Künste Stuttgart Bestand und Zustand der Raumgestaltungen in der Kapelle restauratorisch untersucht werden. Die auf eine Musterachse an der Westseite konzentrierte Bestandsklärung wurde von Recherchen im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv Donaueschingen begleitet und erfolgte auf der Grundlage von hoch auflösenden Bildplänen, die zuvor von der gesamten Raumschale der Schlosskapelle erstellt worden waren. Ziel der Masterarbeit war neben der Bestandsklärung die Entwicklung eines Konzepts für den restauratorischen Umgang mit der komplexen Befundlage.

Teresa Kolar/Martina Goerlich

Bis heute ist die historische Bedeutung des Schlosses Heiligenberg als Residenz der Grafen und späteren Fürsten zu Fürstenberg in der Größe der Anlage und in der herausragenden Qualität der Bauten greifbar. Die auf eine Burg zurückgehende Schlossanlage besteht aus mehreren Teilen: dem eigentlichen Schloss, eine Vierflügelanlage des 16. Jahrhunderts, sowie jenseits des tiefen Schlossgrabens einem frei stehenden Glockenturm des 16. und 18. Jahrhunderts und dem Vorhof, eine Dreiflügelanlage aus Verwaltungs- und Ökonomiebauten des 17. Jahrhunderts. Zur Schlossanlage gehört ein weitläufiger Landschaftsgarten, der sich den Schlossberg hinunter nach Süden erstreckt. Das Schloss zeigt bis heute weitgehend unverfälscht die architektonischen und künstlerischen Leistungen des 16. und 17. sowie schließlich des 19. Jahrhunderts, die von namhaften Künstlern im Auftrag der Grafen und Fürsten zu Fürstenberg erbracht worden sind.

Die Schlosskapelle

Durch ein flaches Renaissanceportal am nördlichen Torhaus gelangt der Besucher in den Durchgang

zum Innenhof der Vierflügelanlage. Das Erscheinungsbild des Innenhofs wird dominiert von der viergeschossigen Loggia mit Arkaden- und Pilasterordnung, die ab 1575 dem Nordflügel hofseitig vorgebaut worden ist. Im Vergleich dazu sind die übrigen drei Hofseiten schlicht gehalten. Ihre Putzfassaden sind nur durch die Fensterachsen und einfache Stockwerksbänder gegliedert, wobei die Eingangsportale zu den einzelnen Bautrakten mit rahmender Bauplastik betont werden. Zwei hohe Spitzbogenfenster mit Glasmalereien am südlichen Ende des Westflügels sowie das Portal mit einem Relief der Marienkrönung geben die Lage der Schlosskapelle zu erkennen (Abb. 1). Die Schlosskapelle wurde im Zuge des Umbaus der mittelalterlichen Burg in ein Renaissanceschloss in den Jahren 1568 bis 1600 über der Gruftkapelle der Grafen und späteren Fürsten zu Fürstenberg eingerichtet. Sie nimmt mit 5,50 m Breite die gesamte Gebäudetiefe des Westflügels ein und ist 22 m lang. Die sehr hohe Kapelle erstreckt sich über drei Geschosse. Sie besitzt zwei Emporen übereinander: im ersten Geschoss die Orgelempore und im zweiten die Herrschaftsempore mit fürstlichem Oratorium und Arkadengalerie. Auf diese Weise konnten die fürst-



lichen Wohnräume im Westflügel wie auch der Rittersaal im Südflügel im zweiten Obergeschoss einen direkten Zugang zur Kapelle erhalten, was eine Besonderheit im süddeutschen Schlossbau darstellt. Die reich mit geschnitztem Holzwerk dekorierte Kapelle wird überspannt von einem farbig gefassten Scheingewölbe des 16. Jahrhunderts aus Holz. Wer bauzeitlich den Entwurf für die Gestaltung der Kapelle lieferte, ist nicht bekannt. Es wird davon ausgegangen, dass der seit 1576 am Schlossbau tätige Hans Jörg Schwarzenberg auch in die Gestaltung der Schlosskapelle involviert war (Abb. 2).

Aus Literatur und Schriftquellen geht hervor, dass die Wandflächen der Schlosskapelle bereits in der Erbauungsphase mit Malereien versehen worden sind. Die Ostwand der fürstlichen Empore zeigt noch heute die Darstellung des Christus als Weltenherrscher und das zeitgleiche Rollwerk, mit dem die Fenster gerahmt sind (Abb. 3). Die West-

wand wie auch die Ostwand unter der Fürstempore wurden mit überlebensgroßen Heiligenporträts, Inschriftenbändern und Engeln bemalt. Wer die Malereien fertigte, ist unbekannt, jedoch soll an den Füßen Marias in der Mitte der Westwand eine Inschrift mit Jahreszahlen sowie Initialen der Künstler vorhanden gewesen sein, C.B und K.G 1598.

Gestalterische Veränderungen zwischen 1745 und 1766

Zwischen 1745 und 1766 wurde die Kapelle im Zusammenhang mit der Aufstellung einer neuen Orgel und eines neuen Hochaltars aus der Werkstatt Joseph Anton Feuchtmayers barockisiert. Da die Wandmalereien der Kapelle zu dieser Zeit wohl einige Schäden aufwiesen und in vielen Bereichen Fassungsverluste zu verzeichnen waren, bot der Hofmaler Johann Friedrich Thaddäus Wocher an, die Malereien an der Westwand „... mit Gold und anderen theuren Farben zu renovieren ...“. Fürst Josef Wenzel zu Fürstenberg sprach sich dagegen aus, ließ jedoch aufgrund des schlechten Zustands der Malereien die Kapellenwände übertünchen, wobei die figürlichen Darstellungen ausgespart blieben.

Umbau unter Fürstin Elisabeth 1810 bis 1836

Nachdem Fürstin Elisabeth nach der Mediatisierung des Fürstentums Fürstenberg Schloss Heiligenberg als Residenz gewählt hatte, kam es 1820 zu ersten Umbauarbeiten im Süd- und Westtrakt des Schlosses, die für die Kapelle einschneidende Folgen hatten. Um zusätzliche Wohnräume zu erhalten, zog man unter der Orgelempore eine Mauer ein. Die Kapelle war danach im Erdgeschoss mehr als 8 m kürzer. 1836 folgten Umbauarbeiten im ersten Obergeschoss, die eine Verkürzung der Orgelempore um 4,80 m mit sich brachten. Auf

1 Gesamtaufnahme von Schloss Heiligenberg mit Spitzbogenfenstern der Schlosskapelle, Ansicht von Westen.



2 Innenraum der Schlosskapelle. Ansicht von der Herrschaftsempore. Blick nach Norden.



3 Wandfläche der Herrschaftsempore im zweiten Obergeschoss, Ostwand: Christus als Weltherrscher, Übersichtsplan.

diese Weise wurden die Proportionen der Kapelle drastisch verändert und alle darauffolgenden Arbeiten bezogen sich nicht auf die ursprüngliche Kapellenform, sondern auf den neuen, verkürzten Raum.

Die ersten Schritte zur Umgestaltung 1870 bis 1879

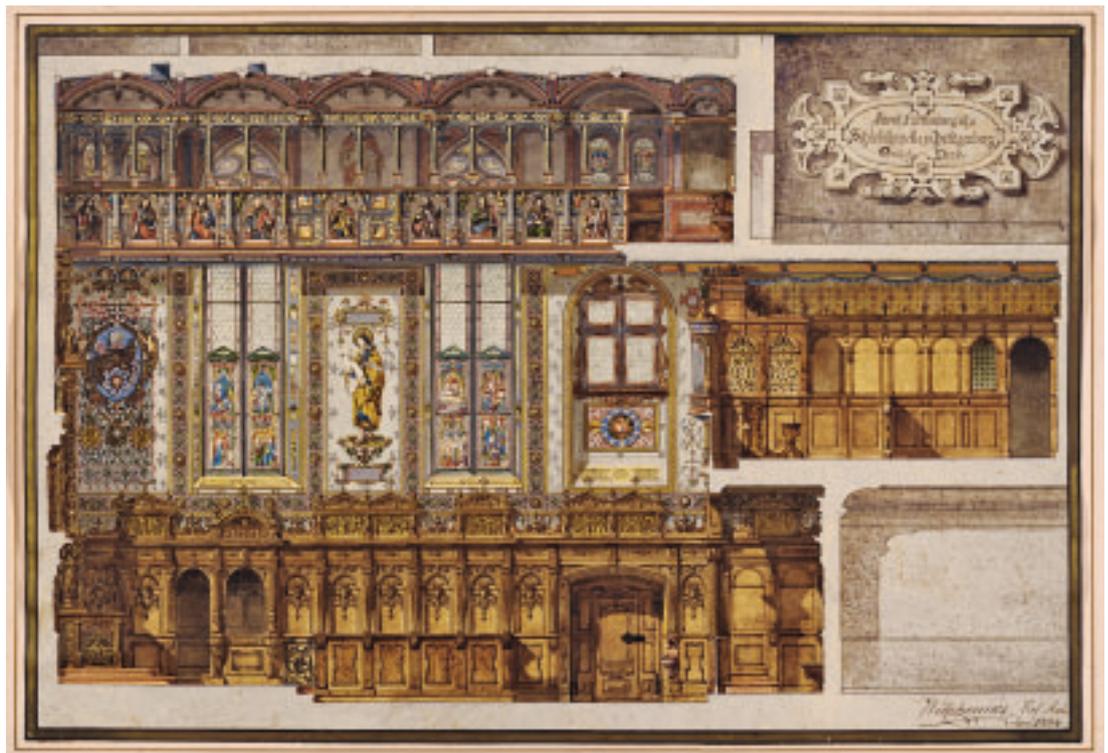
Ab 1870 nahmen sich Fürst Karl Egon III. und seine Tochter Prinzessin Amalie der Renovierung und Umgestaltung der Schlosskapelle an. Sie übergaben dem Karlsruher Architekten Adolf Weinbrenner (1836–1921) die Leitung der Maßnahmen. Ihm zur Seite stand der Architekt Gustav Schempp. In den Jahren 1872 und 1873 wurden die 1766 übertünchten Malereien freigelegt, was bei der Bestandsklärung 2015 anhand von Freilegespuren und Tüncheresten an der Christusbildung der Ostwand nachgewiesen werden konnte. Nach der Freilegung wurden zu Dokumentationszwecken Pausen der Wandmalereien angefertigt, die jedoch im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv nicht aufzufinden waren. Im Sommer 1877 erhielt der Maler Ludwig Seitz (1844–1908), Inspektor der Vatikanischen Galerien in Rom, den Auftrag, eine Neu-

ausmalung der Wandflächen zu entwerfen. Das Konzept von Seitz ging von einer neuen Wandbemalung aus, die zwar die ursprüngliche Anordnung und Größe der Figuren übernehmen, die Umrahmung der Fenster aber in reduzierter, gemäßigter Form ausführen sollte. Auch die alten Inschriften sollten identisch wiedergegeben werden (Abb. 4).

Die Ausführung 1879 bis 1882

Ende Mai 1879 konnten die Maßnahmen beginnen. Zuerst wurden die aus Holz konstruierten und polychrom gefassten Elemente der Emporen und der Decke in Angriff genommen. Die Reparaturen, Ergänzungen und Erneuerungen der hölzernen Ausstattung übernahm der Überlinger Restaurator Josef Eberle (spätere Werkstatt Victor Mezger). Im Zuge dieser Maßnahmen wurde die Wandmalerei in der Fürstenempore mit einer abnehmbaren, reversiblen Holzvertäfelung partiell überdeckt. Diese Holzverkleidung erstreckte sich von der Süd- wand bis hin zur fürstlichen Loge an der Ostwand und wurde nur vom oberen Ende der Spitzbogenfenster und der ausgesparten Christusbildung unterbrochen.

In einem nächsten Schritt wurden alle Wandflächen neu verputzt, um den Untergrund für die neue Wandgestaltung vorzubereiten. Dass die Wandflächen hierfür aufgehackt werden mussten, kann bislang nur vermutet werden. Die Beprobung im Rahmen der Bestandsklärung 2015 zeigte, dass es sich bei dem Mörtel von 1870 um einen Kalk-Gipsmörtel handelt, der zumindest an der Altarwand in einem zweischichtigen System aufgetra-



4 Plan der Ostwandgestaltung von Weinbrenner, 1884, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen.

gen wurde. Aufgrund einer gut ausgebildeten Sinterschicht an der Oberfläche der entnommenen Proben ist zu erkennen, dass der Mörtel vollständig abbinden konnte, bevor weitere Arbeitsschritte folgten. Zur Werktechnik der Ausmalung ist anzumerken, dass die gut abgebundene Mörteloberfläche mit einer Isolierschicht, vermutlich aus Schellack, für die Malerei vorbereitet wurde. Erst dann folgte die in secco ausgeführte Malerei, bei der es sich aufgrund der optischen Eigenschaften sowie ihrer Stabilität gegenüber Wasser um eine Temperamalerei handelt. Die Ergebnisse der 2015 durchgeführten Laboranalysen waren jedoch nicht eindeutig genug, sodass die Bindemittelfrage nicht abschließend geklärt werden konnte.

Bei einem Vergleich der 1870 fotografisch dokumentierten Malerei des 16. Jahrhunderts mit der von Ludwig Seitz ab 1879 ausgeführten Malerei wird deutlich, wie exakt Seitz die ältere Malerei kopiert hat. Freie Erfindungen sind dagegen das üppige Rankenwerk in den Hintergrundflächen, plastisch geformte Ornamente und Medaillons sowie ein gemalter Damastteppich als Hintergrund des Hochaltars an der Nordwand (Abb. 5). Gerade das reiche Dekor mit plastischen Formen und unterschiedlichen Metallauflagen ist charakteristisch für die historistische Wandgestaltung in Heiligenberg. Bei den plastischen Formen handelt es sich um Gipsabgüsse in unzähligen Varianten, die mittels Versatzmörtel – ebenfalls aus Gips – an den Wandflächen angebracht wurden. Dagegen wurden die Nimben der gemalten Figuren direkt an der Wand aus Gips plastisch geformt und teilweise mit Glasperlen verziert (Abb. 6). Bei den Abgüssen sind „Medaillon-Applikationen“ und „Edelstein-Applikationen“ zu unterscheiden (Abb. 7). Die Metallauflagen dienten dazu, die plastischen Formen noch stärker zu Geltung zu bringen, aber auch zur Akzentuierung der Wandmalerei in der Fläche. Bereits optisch sind silberne und goldene Auflagen zu unterscheiden. Dass es sich hierbei nicht um Bronzierungen, sondern um Metallfolien handelt, konnte mit Anschliffen nachgewiesen werden (Abb. 8). Anhand von Materialproben und einer REM-EDX-Analyse waren vier unterschiedliche Metallfolien zu differenzieren: zunächst eine Auflage aus Waschgold, dann eine Silberlegierung mit geringem Anteil an Gold sowie ein Silber mit ungewöhnlich hohem Anteil an Quecksilber und schließlich eine silberne Metallfolie, vermutlich aus Aluminium oder Zinn, die in 40 cm breiten Bahnen aufgebracht wurde (Abb. 9).

Abschließend wurden in die vier hohen Spitzbogenfenster der Schlosskapelle 15 Glasmalereien höchster Qualität eingebaut, die ursprünglich um 1320 für die Dominikanerkirche in Konstanz gefertigt worden waren. Die Szenen aus dem Leben Christi und Mariae wurden für Heiligenberg aus



Gründen der Symmetrie mit einer dem mittelalterlichen Stil nachempfundenen Glasmalerei auf sechzehn Darstellungen ergänzt.

Umgestaltungsphase 1924 bis 1925

Nach dem Ersten Weltkrieg nahmen sich Max Egon II. Fürst zu Fürstenberg und seine Gattin Irma in besonderem Maße dem Schloss Heiligenberg an. Sie strebten an, die Schlosskapelle ihrem „ursprünglichen“ Zustand, das heißt dem der Renaissance, wieder näherzubringen.

Zunächst entfernte man die unter Fürstin Elisabeth im Süden eingezogenen Wände, um das Raummaß des 16. Jahrhunderts wiederherzustellen. Anschließend wurden die Zutaten der Wandmalereien von Seitz wie die Bemalung der Fensterlaibungen, das Rankenwerk in den Hintergrundflächen, der Teppich an der Altarwand und die Medaillons um die Fenster reduziert. Die Hintergrundflächen wurden mit einer Leimfarbe flächig überstrichen und die Fensterlaibungen sowie der Altarteppich mit einer Stoffbespannung versehen (Abb. 10). Außerdem entfernte man im Zuge dieser Arbeiten die Holzvertäfelung im zweiten Stock und legte die Malereien wieder frei.

Zu diesem Zeitpunkt war nachweislich der Malermeister Frank im Schloss Heiligenberg tätig. Es kann davon ausgegangen werden, dass er die Umgestaltung in der Kapelle ausführte, da bei der Untersuchung 2015 in einem Wappen die Inschrift „Franck“ gefunden wurde.

5 Ansicht der Nordwand nach der Maßnahme 1882, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donau-eschingen.

6 Plastische Zierform: modellierter Nimbus mit Strahlenrelief und Perlen-schmuck.



7 Stuckapplikation in Diamantform mit silberner Metallauflage.

8 Anschliff einer Malschichtprobe mit Metallauflagen, Hellfeld, 50-fache Vergrößerung.



Erfassung von Zustand und Schäden

Nach Bestandsklärung der Wandmalerei und Analyse ihrer Restaurierungsgeschichte folgte die Zustands- und Schadenserfassung. Was bei Betrachtung der Wandflächen sehr schnell ins Auge fällt, sind die durch die Übermalungsschicht durchscheinenden Metallauflagen des 19. Jahrhunderts sowie die Kittungen des 20. Jahrhunderts (Abb. 11). Die Übermalung wirkt aufgrund des jeweils eigenen Alterungsverhaltens, unterschiedlich dichter Schmutzauflagerungen und wegen des Abblätterns der jüngsten Malschicht vor allem im Bereich



9 Kartierte Verteilung der goldenen (rot) und der silbernen (grün) Metallauflagen, Plangrundlage von Dronometer.

der Metallauflagen sehr inhomogen, was ein unruhiges Gesamtbild der Wandflächen zur Folge hat. Aufstehende und bereits verloren gegangene Malschichten des 19. Jahrhunderts sowie Risse und offenliegende Mörtelbereiche beeinträchtigen zusätzlich das ohnehin gestörte Erscheinungsbild.

Arbeitsproben

Um ein Konzept für das weitere Vorgehen in der Kapelle entwickeln zu können, bedurfte es einiger Arbeitsproben innerhalb der Musterachse. Dabei ging es unter anderem um Versuche zur Niederlegung aufstehender Malschichtschollen, um einen weiteren Substanzverlust zu verhindern. Hierbei konnte mit einem Celluloseleim, 1-prozentig beziehungsweise 2-prozentig, ein zufriedenstellendes Ergebnis erzielt werden (Abb. 12).

Des Weiteren wurden zur Reduzierung von Verunreinigungen auf der Maleroberfläche unterschiedliche Verfahren getestet. Dabei war darauf zu achten, dass mit der Malerei von 1870 und mit der Übermalung von 1924 jeweils spezifisch umzugehen ist. Während eine feuchte Abnahme des Oberflächenschmutzes auf der älteren Malerei keine Probleme darstellt, darf die wasserlösliche Übermalung nur mit einem Borstenpinsel bearbeitet werden, da sie sonst reduziert oder gar abgenommen würde.

Um die Möglichkeit einer Abnahme der Übermalung des frühen 20. Jahrhunderts mit Leimfarbe und den Zustand der darunter liegenden Malerei des 19. Jahrhunderts beurteilen zu können, wurde diese auf einer circa 75 cm x 25 cm großen Fläche innerhalb der Musterachse erprobt. Da es sich bei der Leimfarbe um eine wasserlösliche Schicht handelte, wurde die Probefläche mit einer Cellulosekompressen vorbereitet. Nach Abnahme der Kompressen konnte die Fläche mit feuchten Wattestäbchen gereinigt werden. Als Ergebnis dieser Arbeitsprobe ist festzuhalten, dass die Übermalung mit einem relativ geringen Zeit- und Materialaufwand sehr gut abzunehmen ist (Abb. 13). Die ältere Malerei darunter liegt in sehr gutem Zustand vor und weist so gut wie keine Schäden auf. Ob der gute Zustand womöglich mit einer Schutzwirkung der Übermalung zusammenhängt, ist noch nicht abschließend geklärt.

Konzeptentwicklung

Auf Grundlage der neuen Erkenntnisse über die Bau- und Restaurierungsgeschichte der Kapelle und über den Bestand und die Schäden der Wandflächen ergaben sich mehrere Überlegungen zum weiteren Umgang mit den Wandflächen. Das Hauptaugenmerk lag dabei auf der Frage, welche



10 Vergleich der Wandgestaltung von Seitz 1882 und der Überarbeitung 1925. Foto Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen (links)/ Dronometer (rechts).

Folgen die verschiedenen denkbaren Varianten restauratorischer Herangehensweise jeweils für die Präsentation der bemalten Wandflächen haben. Konzept 1 sieht eine reine Konservierung, also den Erhalt aller Schichten vor, was bedeutet, dass eine Festigung loser Partien und eine Abnahme von Oberflächenschmutz durchzuführen wäre. Die Wandflächen würde im jetzigen Zustand erhalten bleiben und keinerlei restauratorischen Maßnahmen unterzogen.

Konzept 2 übernimmt die Arbeitsschritte von Konzept 1 und geht einen Schritt weiter in Richtung Reparatur. Fehlstellen sollen geschlossen und in einem nächsten Arbeitsschritt mit Retuschen an die Umgebung angepasst werden. Auch in den Bereichen, wo Störungen die Lesbarkeit in den Malereien erschweren oder als Unruhen in den Wandflächen auffallen, sollen Retuschen zu einer größeren Homogenität führen. Diese Arbeitsschritte würden dazu führen, dass die Malerei stärker in den Vordergrund tritt und das Erscheinungsbild der Wand beruhigt würde (Abb. 14).

Konzept 3 stellt die Abnahme der Übermalung von 1924 und somit die Freilegung weitere Malereiflächen von 1870 bis 1882 zur Diskussion. Nach Abschluss aller konservatorisch notwendigen Sicherungsarbeiten an der Malerei des 19. Jahrhunderts könnte die Übermalung des 20. Jahrhunderts, wie in den Arbeitsproben getestet, abgenommen werden. Die nun vollständig sichtbare Malerei von 1880 müsste dann auf bisher nicht ersichtliche Schäden untersucht und wenn nötig konserviert werden. Diese Vorgehensweise hätte aber zur Folge, dass weitere Raum bestimmende Elemente in Frage gestellt würden: Mit der Abnah-

me der Übermalung wäre die Abnahme der Stoffbespannung in den Fensterlaibungen wie auch an der Altarwand folgerichtig und notwendig. Das Problem bestünde dann in dem Widerspruch, dass die Wandgestaltung des 19. Jahrhunderts in einem Kapellenraum gezeigt würde, der nicht mehr dem Zustand um 1880 entspricht. Da der Kapellenraum zu Zeiten von Seitz und Weinbrenner wesentlich kürzer war, würde in einem denkmalfachlich problematischen Mischkonzept eine Raumsituation entstehen, die es so nie gegeben hat.

Konzept 4 greift die Idee des 20. Jahrhunderts auf und befasst sich mit einer Erneuerung der Übermalung. Da das Erscheinungsbild der Wandflächen im Moment recht diffus ist, könnte man durch die Abnahme der Übermalung und einen erneuten Auftrag in einem dem Hintergrund entsprechenden und reversiblen Anstrichsystem die Wandgestaltung von 1924 wieder aufnehmen.

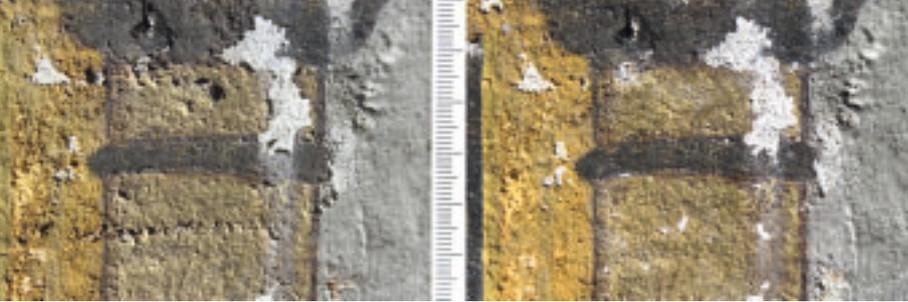
Zwischenbilanz aus Sicht der Denkmalpflege

Diese vier Präsentationsvarianten, die jeweils ein spezifisches restauratorisches Konzept voraussetzen, werden als Diskussionsgrundlage dienen. Welche Variante die für die Schlosskapelle angemessene Herangehensweise ist, muss in einem gemeinsamen Abwägungsprozess von Denkmalpflege und Eigentümern geklärt werden.

Dabei ist nicht zu vernachlässigen, dass die Wandmalereien nur einer von mehreren Bestandteilen der umfassenden Raumausstattung sind, die im Kern auf das 16. Jahrhundert zurückgeht und im Lauf der Jahrhunderte immer wieder dem Zeitge-



11 Durch die Übermalung durchscheinende Metallauflagen an der Westwand.



12 *Arbeitsprobe zur Malschichtfestigung, Vergleich Vor- und Nachzustand.*

13 *Arbeitsprobe zur Abnahme der Übermalung, 2015.*

Glossar

Mediatisierung

Unterwerfung von Herrschaften oder Besitzungen, die zuvor unmittelbar dem Heiligen Römischen Reich unterstanden, unter die Landeshoheit.

REM-EDX

Rasterelektronenmikroskopie – energiedispersive Röntgenmikroanalyse. Messmethode zur Materialanalytik durch Anregung von Atomen in einer Probe mittels Elektronenstrahl.

Waschgold

Gold, das aus dem Sand eines Flusses ausgewaschen wird und aufgrund seiner spezifischen Zusammensetzung identifiziert werden kann.

14 *Simulation von Konzept 2 mit geschlossenen Fehlstellen und beruhigtem Hintergrund, Plangrundlage von Dronometer.*

schmack angepasst wurde: Welche Spuren haben die Epochen von Renaissance, Barock, Klassizismus, Historismus und Neuer Sachlichkeit im heutigen Raumeindruck hinterlassen? Wesentliche Bestandteile der wandfesten Holzausstattung wie der Scheingewölbe und die Emporen stammen aus der Bauzeit. Andere Elemente wie der Altar, die Fenster, die Bodenbeläge haben ihren Ursprung in der historistischen Neugestaltung von 1880, als die barocke Ausgestaltung keinen Gefallen mehr fand. Die Beruhigung und Versachlichung der Wände um 1925 fanden eine Entsprechung in der Wiederherstellung der Raumkanten der Bauzeit. Mit der vorliegenden Masterarbeit ist das Wissen um die Bau- und Restaurierungsgeschichte der



Schlosskapelle ganz entscheidend vertieft worden. Dem Haus Fürstenberg ist an dieser Stelle großer Dank zu sagen für die Bereitschaft, die Forschungsarbeit durch die Bereitstellung einer Unterkunft, die Beauftragung der Bildpläne und die Gerüstaufstellung tatkräftig zu unterstützen. Außerdem geht ein großer Dank an Herrn Prof. Dipl.-Rest. Roland Lenz und Frau Dipl.-Rest. Janina Roth für die Unterstützung während der Masterarbeit sowie an Frau Dr. Dörthe Jakobs für die fachliche Begleitung am Objekt.

Auf Basis der neuen Erkenntnisse sind vergleichbare Bestandsklärungen zur übrigen Ausstattung vorzunehmen, bevor abschließend über das restauratorische Konzept für die Wandmalerei entschieden werden kann – als einen wesentlichen Baustein des denkmalpflegerischen Konzepts für die Schlosskapelle als Gesamtkunstwerk.

Literatur

Teresa Kolar: Schloss Heiligenberg – Architekturoberfläche und Wandmalereien in der Fürstlich Fürstenbergischen Kapelle, Stuttgart 2015.

Susanne Krause: Heiligenberg Schlosspark. Von der Dokumentation zur Parkpflege, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 35/4, 2006.

Eduard Berenbach: Die Fürstlich Fürstenbergische Hofkapelle in Heiligenberg, Überlingen 1937.

Adolf Weinbrenner: Schlosskapelle zu Heiligenberg – und deren Wiederherstellung, Karlsruhe 1882.

Theodor Martin: Schloßcapelle in Heiligenberg – Ein Beitrag zur fürstbergischen Geschichte, Konstanz 1882.

Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, F.F. Archiv Donaueschingen, Bauverwaltung, Heiligenberg, Vol. XXV / 1 und 2 (Wiederherstellung der Kapelle 1877–1885).

Carl Borromäus Alois Fixkler: Heiligenberg in Schwaben. Mit einer Geschichte seiner alten Grafen und des von ihnen beherrschten Linzgaues, Macklot, Karlsruhe 1853.

Praktischer Hinweis

Weitere Informationen zum Schloss finden Sie unter www.haus-fuerstenberg.de/residenzen-heiligenberg

Martina Goerlich

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Tübingen

Teresa Kolar M.A.

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen

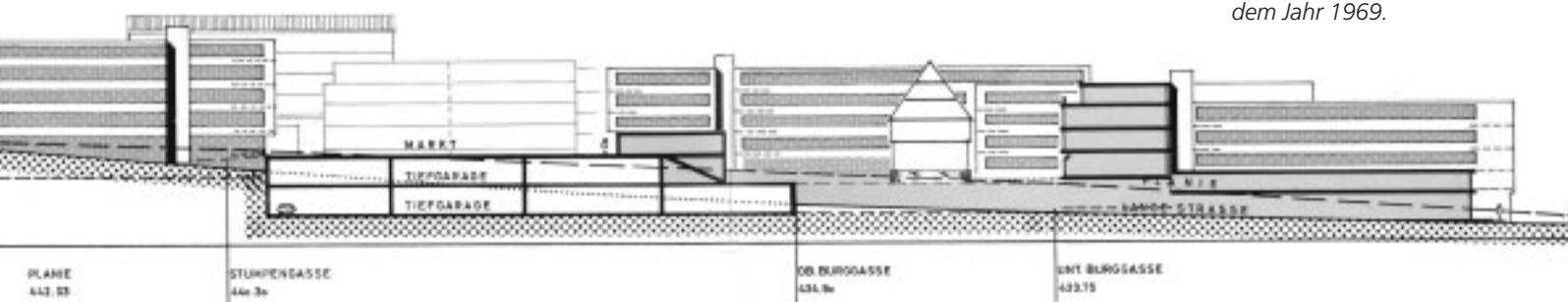
Die „Freunde der Sindelfinger Altstadt“ Erfolgreiches Engagement eines Bürger- vereins für den Denkmalschutz von 1976 bis 1989

Das Motto des diesjährigen Tags des offenen Denkmals am 11. September lautet „Gemeinsam Denkmale erhalten“. Im Vordergrund steht die Partizipation der Bevölkerung an praktischen denkmalschutzrechtlichen Themen. Diese geschah bundesweit erstmals in den 1960er/1970er Jahren. Als Beispiel, wie eine solche Beteiligung in dieser Zeit von Seiten der Bürgerschaft eingefordert und schließlich auch erfolgreich umgesetzt wurde, sollen hier „Die Freunde der Sindelfinger Altstadt“ vorgestellt werden. Ihr Ringen mit der Stadtverwaltung und den politischen Entscheidungsträgern der Stadt Sindelfingen setzte ein Umdenken in Gang, wie mit historischer Bausubstanz umgegangen werden kann. Das manifestiert sich im Erscheinungsbild der Altstadt, die heute Bestandteil der Deutschen Fachwerkstraße ist.

Martin Strotz

Die Sindelfinger Altstadt ist weitgehend von Kriegsschäden verschont geblieben, obwohl die Stadt wegen der Daimler-Benz-Fabrik, heutiges Mercedes-Benz-Werk, stark bombardiert worden war. Doch bezogen sich die Angriffe der Alliierten größtenteils auf die Fabrikgebäude und das Flugfeld. Auf diese Weise blieb der Charakter einer Ackerbürgerstadt mit den unterschiedlichsten Formen landwirtschaftlicher Gehöfte im Großen und Ganzen erhalten. Durch die wirtschaftliche Prosperität der Wirtschaftswunderjahre setzte in der Altstadt ein „negativer“ Gentrifizierungsprozess ein: Die zu Geld gekommenen Bürger verließen die enge mittelalterliche Stadt, um sich den Traum vom modernen Wohnen in einem der neu entstandenen Stadtviertel zu verwirklichen. In die Innenstadt wurde nicht mehr investiert. Das Sozialgefüge änderte sich massiv. In die nun leer stehenden Gebäude zogen so genannte Gastarbeiter, die ihrerseits aus mangelnder Finanzkraft weder die Ressourcen hatten, sich einzukaufen, noch die Gebäude instand zu setzen. Die Sindelfinger Innenstadt verwahrloste zusehends. Gleichzeitig stieg

die Wohnungsnot in der sich nahezu explosionsartig vergrößernden Stadt. Im Laufe der 1960er Jahre wandte sich daher das Augenmerk der Stadtplanung wieder der Innenstadt zu. Es wurde eine komplette Neubebauung der Innenstadt geplant, und 1969 wurden die entsprechenden Pläne veröffentlicht. Der Altbaubestand sollte bis auf wenige Traditionsinseln abgerissen werden und durch bis zu fünfgeschossige terrassenartig angeordnete Flachdachbauten, wie sie dem Geschmack der damaligen Zeit entsprachen, ersetzt werden (Abb. 1). Auch der Bereich um die Martinskirche (geweiht 1083), der Stiftsbezirk, war in die Planung mit eingeschlossen (Abb. 2). Zu diesem Zeitpunkt waren lediglich 12 Gebäude in der Altstadt und drei im Stiftsbezirk aufgrund des Landesverzeichnisses der Baudenkmale in Württemberg (1926) als Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung klassifiziert. Sie sollten erhalten bleiben. Erst eine Inventarisierung aus dem Jahre 1984 erschloss den heute noch weitgehend gültigen Denkmalbestand in Sindelfingen. Er umfasst etwa 55 Kulturdenkmale in der Altstadt und ungefähr 20 im Stiftsbezirk.



1 Planung von 1969, Längsschnitt (Ausschnitt) durch die Altstadt aus dem Jahr 1969.



Zeichenerklärung:

- Unter Denkmalschutz
- Bestehende Gebäude
- Neubauten I + II Geschosse
- Neubauten III–V Geschosse
- Neubauten über V Geschosse
- Fahrverkehrsflächen
- Fußgängerzonen
- öffentliches und privates Grün

2 Baumassen- und Nutzungsvorschlag aus dem Jahr 1969.

Die Freunde der Sindelfinger Altstadt „konstituieren“ sich

Gegen das Planungskonzept regte sich im Laufe der 1970er Jahre Widerstand in der Bevölkerung, aber auch in Teilen der Stadtverwaltung. Hier ist vor allem eine Gruppe von engagierten Bürgerinnen und Bürgern zu nennen, die sich später „Freunde der Sindelfinger Altstadt“ nannte. Am 14. Dezember 1976 fand eine erste Sitzung der Gruppe statt, mit dem Ziel, sich fortan für den Erhalt und die Sanierung der Altstadt einzusetzen. Anders als es das „Stichwortprotokoll der konstituierenden Sitzung am 14. 12. 1976“ suggeriert, fehlte dem Zusammenschluss das konstituierende Element. Denn weder eine festgelegte Satzung wurde je verabschiedet noch gab es eine feste Mitgliedschaft. Initiatoren waren Pfarrer Dr. Helmut Zwanger und Ingrid Balzer. Die Schriftführung war bei der evangelischen Kirchengemeinde, Dr. Helmut Zwanger, angesiedelt, die durch die Neuplanung des Stiftsbezirks auch direkt betroffen war. Eine religiöse oder konfessionelle Bindung bestand jedoch nicht, jeder Interessierte konnte sich beteiligen. Die Gruppe verstand sich als „Initiativgruppe einer kommenden Bürgerbeteiligung“, nicht jedoch als Bürgerinitiative.

In der ersten Sitzung wurden zunächst allgemeine Themenkreise angesprochen und gesucht. Konkret war lediglich die Forderung nach dem Erhalt der denkmalgeschützten Gebäude: des Gasthauses „Zum Hirsch“, Ziegelstraße 32 (Abb. 3), und der so genannten Alten Realschule, Corbeil-Essonnes-Platz 10, früher Ziegelstraße 34 (Abb. 4). Zur Umsetzung wurde eine Ortsbegehung mit Ver-

3 Die Gaststätte „Zum Hirsch“ aus dem frühen 19. Jahrhundert (Ziegelstraße 32). Aufnahme 2016.

tretern der Stadtverwaltung durchgeführt, um auf den erhaltungswürdigen Altbaubestand hinzuweisen. Eine allgemeine Öffentlichkeitsarbeit wurde angestrebt. Insbesondere der Vermessungsdirektor Eugen Schempp († 2003) nutzte die Möglichkeit im Rahmen des Sindelfinger Jahrbuches, städtische Themen auf wissenschaftlichem Niveau zu publizieren. Ein Großteil des bis heute greifbaren Forschungsstandes zur Sindelfinger Geschichte, Stadtentwicklung und -bebauung basiert auf seinen Beiträgen.

Als Impulsgeber der weiteren Arbeit darf der Abriss des 1435 erbauten Hauses in der Stumpengasse 1 gewertet werden, der im Februar 1977 vom Gemeinderat beschlossen und auch durchgeführt wurde (Abb. 5). Das Gebäude beheimatete ursprünglich die „Gußmannstube“ mit einer szenisch ausgemalten barocken Holztäfelung, welche der Bürgermeister Jakob Heinrich Gußmann (1717–1782) hatte einbauen lassen (Abb. 6). Diese ist nahezu komplett erhalten und soll zukünftig im Zuge einer konzeptionellen Neugestaltung des Stadtmuseums Sindelfingen wieder zur Geltung kommen. In der Folge des Abrisses wurde eine Kolonne verfasst, in der die Erhaltung ganzer innerstädtischer Quartiere gefordert wurde. So lange nicht eine umfangreiche Beteiligung der Bürger an entsprechenden Entscheidungsprozessen gewährleistet sei, solle die Stadt von weiteren Gebäudeabrissen in der Innenstadt absehen. Die Sanierungsarbeiten wurden als Aufgabe einer ganzen Generation angesehen. Interessanterweise galt der Abriss von Scheunen und Schuppen durchaus als Option, obwohl gerade diese das Charakteristikum einer Ackerbürgerstadt wie Sindelfingen darstellen. Auch die Schaffung eines großen Innenhofbereiches vom Alten Rathaus (heute: hintere Gasse 2) bis zum Storchenhaus (Kurze Gasse 12) konnte man sich vorstellen.

Erfolgreiche Unterschriftenaktion

Im Frühjahr 1977 wurde eine Liste erhaltungswürdiger Gebäude erarbeitet, die auch an das da-



malige Landesdenkmalamt herangetragen wurde. Unter der Überschrift „Erhaltet die Sindelfinger Altstadt“ wurde am 14. Mai 1977 mit einem Info-stand im Rahmen eines Flohmarkts eine Unterschriftenaktion eingeleitet, die am selbigen Tag fast 1000 Personen unterzeichneten. Die fortschreitende Zerstörung der Altstadt wurde angeprangert und der Erhalt der „mittelalterlichen Struktur und Substanz“ der Altstadt als „Oase der Menschlichkeit“ gefordert. Konkretisiert wurden die drei folgenden Forderungen, die an den Gemeinderat und an die Stadtverwaltung gerichtet waren:

„Deshalb bitten wir, daß der Altstadt innerhalb der ehemaligen Stadtmauer und dem Stiftsbezirk mit Martinskirche und Umgebung endlich in folgender Weise gebührender Schutz gewährt wird:

1. Festlegung des Erhaltungsgebietes und der zahlreichen Kulturdenkmäler
2. Renovierung von jährlich 5 bis 10 erhaltungswürdigen Fachwerkhäusern unter Mithilfe der Stadt
3. Beschleunigte Aufstellung einer Ortsbildsatzung, damit Neu- und Umbauten künftig an den Charakter und Maßstab der Altstadt angepaßt werden“

Am 1. Juli 1977 legte der damalige Bürgermeister Arthur Gruber, unter dessen Ägide die Neuplanungen zur Altstadt entworfen wurden, sein Amt aus gesundheitlichen Gründen nieder. Sein Nachfolger Dieter Burger wurde mit der mittlerweile auf 1379 Unterschriften umfassenden Liste am 31. August 1977 konfrontiert. Die Gemeinde rückte in der Folgezeit von den bisherigen Planungen größtenteils ab. Es wurde eine Sanierungsberatungsstelle eingerichtet, in deren Nachfolge die Untere Denkmalschutzbehörde Sindelfingen steht. Auch finanziell unterstützte die Stadt private Sanierungen und begann auch an in städtischer Hand befindlichen Gebäuden Sanierungsmaßnahmen umzusetzen.

Das Ringen um den Erhalt zweier Gebäude im Stiftsbezirk

Die „Freunde der Sindelfinger Altstadt“ waren weiterhin aktiv, so wurden auch fürderhin Infostände und Ausstellungen durchgeführt, teilweise im öffentlichen Raum wie dem Rathaus und der Stadtbibliothek. Sie fanden großen Anklang in der Bevölkerung (Sindelfinger Zeitung, 17. Oktober 1977). Die „Freunde der Sindelfinger Altstadt“ beschäftigten sich auch mit übergeordneten Themen wie Sozialstruktur und Verkehr in der Innenstadt. Einer der Wünsche war unter anderem die Wiederbelebung der Innenstadt durch gezielte Fördermaßnahmen.



Zankapfel blieb der Erhalt des im frühen 19. Jahrhundert errichteten Gasthauses „Zum Hirsch“ (Abb. 3) und der so genannten Alten Realschule aus dem Jahre 1790 (Abb. 4). Nach den ursprünglichen Plänen der Stadtverwaltung sollten diese beiden Gebäude einem Neubau für ein modernes evangelisches Gemeindezentrum weichen. Die „Freunde der Sindelfinger Altstadt“ forderten den Erhalt der nach §2 Denkmalschutzgesetz geschützten Gebäude und arbeiteten für die Realschule ein alternatives Nutzungskonzept aus, das Platz für mehrere Vereine und sonstige kulturelle Veranstaltungen bieten sollte. Es begann ein zähes Ringen mit der Stadtverwaltung und dem Gemeinderat. Als ein Vorschlag der Stadtverwaltung zur Umnutzung der Gebäude durch den Gemeinderat am 5. Februar 1980 abgelehnt wurde und dieser stattdessen eine alternative Planung mit vorgesehener Abriss favorisierte, drohte die Eskalation.

Intern wurde der Ruf nach einer Demonstration laut, ja sogar eine Besetzung der beiden denkmalgeschützten Häuser wurde in Erwägung gezogen. Offene Briefe wurden geschrieben und Aktionsfeste veranstaltet. Beigelegt wurde die Konfliktsituation schließlich, als der damalige Regierungsvizepräsident Dr. Adolf Kiess in einer Stellungnahme am 27. Januar 1981 die Gebäude für „erhaltungswürdig“ und „erhaltungsfähig“ befand und ferner auch die Sanierung durch die Stadt, als öffentlich rechtlicher Träger, für zumutbar hielt.

Es zeigt sich, wie unerfahren damals sowohl die Stadtverwaltung als auch die „Freunde der Sindelfinger Altstadt“ mit denkmalschutzrechtlichen Verfahren und dem Umgang mit dem erst wenige Jahre alten Denkmalschutzgesetz von 1972 waren. Die Frage über den Abriss eines Kulturdenkmals im städtischen Besitz würde heute in einem Verfahren über das Regierungspräsidium als Fach- und

4 Die so genannte Alte Realschule aus dem Jahre 1790, heute Bürgerzentrum Ernst-Schäfer-Haus (Corbeil-Essonnes-Platz 10; früher Ziegelstraße 34). Aufnahme 2016.

5 Das Haus Stumpengasse 1, erbaut 1435, vor seinem Abbruch im Februar 1977. Aufnahme um 1961.





6 Eine Tafel aus der so genannten Gußmannstube, einem szenisch bemalten Wandtäfer wohl aus der Zeit um 1745.

Rechtsaufsicht in denkmalschutzrechtlichen Fragen geklärt.

Auflösung der „Freunde der Sindelfinger Altstadt“ und Resümee

Ebenfalls als zäh erwies sich das Abfassen einer „Ortbildsatzung“. Letztendlich wurde die heute noch gültige Fassung der Gestaltungssatzung für die Sindelfinger Altstadt und den Stiftsbezirk (einsehen unter der Rubrik „Stadtentwicklung/Gestaltung auf www.sindelfingen.de) am 6. Oktober 1987 erlassen.

Damit waren die großen Ziele der Interessensgruppen weitgehend umgesetzt. In der Folge löste sich die Gruppe auf. Ein letzter Brief an den Oberbürgermeister Burger stammt vom 7. April 1989. In der Rückschau ist die Arbeit der „Freunde der Sindelfinger Altstadt“ als Erfolg zu werten. Der mittelalterliche und frühneuzeitliche Baubestand sowohl der Sindelfinger Innenstadt als auch des Stiftsbezirks ist größtenteils erhalten worden. Größere Sanierungsmaßnahmen wurden realisiert. Auch wenn einzelne Gebäude nicht mehr zu retten waren, hat die Sindelfinger Altstadt ihr Gepräge als Ackerbürgerstadt behalten und ist auch heute noch für den Bürger und Gast erfahrbar. Die beiden hart umkämpften Gebäude im Stiftsbezirk, das Gasthaus Hirsch und die Alte Realschule (Abb. 3; 4), sind heute saniert. Ersteres beherbergt wie zuvor eine Gastwirtschaft, Letzteres das Bürgerzentrum Ernst-Schäfer-Haus.

Mit einer Einschätzung lagen die „Freunde der Sindelfinger Altstadt“ jedoch falsch. Die Sanierungen, wenn auch weit fortgeschritten, sind auch heute noch nicht fertig gestellt. So wird aktuell in der Langen Straße 17 ein Haus von der Wohnstätten Sindelfingen AG saniert. Weitere Objekte wie beispielsweise Untere Burggasse 2 harren immer noch einer Erstsanierung. Und schließlich steuern teilweise die in den 1970er Jahre sanierten Gebäude auf erneute Sanierungsmaßnahmen zu, wie zum Beispiel das Storchhaus (Kurze Gasse 12).

Auch die Gestaltungssatzung für die Sindelfinger Altstadt ist in die Jahre gekommen und bedarf einer Anpassung. Themen, die damals noch nicht bekannt waren, drängen sich heute auf – wie Aufbauten für den Satellitenempfang oder solarthermische Kollektoren. Auch schossen einzelne Bestimmungen etwas über das Ziel hinaus: So sieht die Gestaltungssatzung zum Beispiel generell kleinteilige Sprossenfenster vor, prinzipiell auch für Bauten, die solche Fensterformen niemals aufwiesen. So steht abermals die Suche nach einer neuen Satzungsform an.

Der Wunsch nach einer Wiederbelebung der Sindelfinger Altstadt hat sich leider nicht in vollem Maße erfüllt. Mit dem Beitritt der Stadt Sindelfin-

gen in die Deutsche Fachwerkstraße und der Gründung der Wirtschaftsförderung Sindelfingen GmbH im Jahr 2007 wurden hierfür neue Impulse sowohl für den Tourismus als auch für die wirtschaftliche Entwicklung gesetzt. Nach wie vor wächst die Bevölkerungszahl von Sindelfingen, und der Bedarf an innerstädtischem Wohnraum ist hoch. Weitere Sanierungen wie zum Beispiel in der Unteren Burggasse 2 stehen an. Hierfür gilt es in Zukunft, Lösungen zu finden, die dem Charakter der Sindelfinger Altstadt entsprechen und den Ansprüchen der Bewohnerinnen und Bewohner wie auch einer modernen Denkmalpflege genügen. Eine Herausforderung stellt sicher der Wunsch nach einer Umnutzung von jahrhundertlang als Lager genutzten Dachgeschossen als Wohnraum dar. In der denkmalgerechten Sanierung von Innenstadthäusern und einem attraktiven Nutzungsbesatz sehen alle Beteiligten auch die Chance, die Sindelfinger Altstadt für den Tourismus noch attraktiver zu machen und dadurch die gewünschte Belebung zu unterstützen. Eine sinnvolle Nutzung von Kulturdenkmalen dient selbstverständlich auch zu deren Erhalt.

Literatur

Ingrid Balzer: Vom Umgang mit der Sindelfinger Altstadt, in: Sindelfingen und seine Altstadt – ein verborgener Schatz, hg. v. Horst Zecha, Sindelfingen 2013, S. 263–287.

Tilmann Marstaller: Haus und Hof hinter Mauern, in: Sindelfingen und seine Altstadt – ein verborgener Schatz, hg. v. Horst Zecha, Sindelfingen 2013, S. 153–261.

Bernd Liebmann: Aufnahme der Stadt Sindelfingen in die Arbeitsgemeinschaft Deutsche Fachwerkstraße e.V. im Jubiläumsjahr 2013, in: Sindelfingen und seine Altstadt – ein verborgener Schatz, hg. v. Horst Zecha, Sindelfingen 2013, S. 288–293.

Sybille Schurr: Neues Leben für die alte Stadt – Freunde der Sindelfinger Altstadt, in: Sindelfinger Jahrbuch 25 (1983), S. 219 f.

Stadterneuerung in Sindelfingen, hg. v. der Stadt Sindelfingen (Sindelfingen 1969).

Für den Beitrag wurden von Frau Ingrid Balzer die originalen Sitzungsprotokolle sowie weitere Dokumente zur Verfügung gestellt, die sich in ihrem Privatbesitz befinden. Hierfür sei an dieser Stelle herzlichst gedankt.

Martin Strotz

Bürgeramt Stadtentwicklung und Bauen

Denkmalschutz

Rathausplatz 1

71063 Sindelfingen

Moorarchäologische Untersuchungen in Olzreute-Enzisholz

Ausgrabung zur Großen Landesausstellung für Besucher geöffnet

Begleitend zur Großen Landesausstellung „4000 Jahre Pfahlbauten“ führt das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart bis zum 9. Oktober 2016 moorarchäologische Ausgrabungen in der jungsteinzeitlichen Siedlung Olzreute-Enzisholz (Stadt Bad Schussenried, Kreis Biberach) durch. Die Siedlung ist eine von 15 Pfahlbaufundstätten in Baden-Württemberg, die nominell auf der Weltebeliste verzeichnet sind. In diesem Jahr haben Besucher die Möglichkeit, Archäologen und Naturwissenschaftlern über die Schulter zu sehen und einen Einblick in die Ausgrabungs- und Auswertungstätigkeit zu bekommen.

Sabine Hagmann/Insa Alice Lorenz/Oliver Nelle/Anja Probst-Böhm/Claus Wolf

Die jungsteinzeitliche Siedlung Olzreute-Enzisholz

Im Zuge des Torfabbaus wurden erste Funde aus Olzreute-Enzisholz in den 1940er Jahren bekannt. Nach dem Einstellen des Torfabbaus wurde das Gelände aufgeforstet. Ab 2002 stürzten infolge von Windbrüchen Bäume um und rissen mit ihren Wurzeltellern große Platten aus der Mooroberfläche heraus, so kam die Fundschicht wieder zutage. 2004 begann das Landesamt für Denkmalpflege mit Vermessungen, Bohrungen und der Probenentnahme für naturwissenschaftliche Untersuchungen (Abb. 1). Die Fundstelle wurde als typisches Beispiel für eine Siedlung in einem kleineren ober-schwäbischen Verlandungsmoor in die Liste des Weltebes aufgenommen. 2009 folgten kleinflächige Sondagen.

Die Fundstelle befindet sich in einem langgezogenen, heute völlig verlandeten Seebecken. Knapp unter der heutigen Oberfläche liegt eine 20 bis 80 cm starke Kulturschicht, die von einem fundführenden, stark mit Hölzern angereicherten Spülsaum umgeben ist. Das Siedlungsareal ist rund 3000 qm groß. In der Umgebung sind weitere Fundstellen nachweisbar. Die Befunde liegen unmittelbar auf den Seeablagerungen, das Dorf dürfte ursprünglich im Flachwasser des Sees angelegt worden sein.

Dank außerordentlich guter Erhaltung sind nicht nur grob- und feinkeramische Gefäße, Funde aus Silex, Felsgestein und Hirschgeweih, sondern auch Holzobjekte erhalten (Abb. 2). Anhand der Keramikfunde lässt sich die Siedlung der endneolithischen Goldberg-III-Gruppe zuordnen, die im westlichen Bayern und vor allem in Oberschwaben ver-



1 Im Sturm umgestürzte Bäume haben seit 2002 mit ihren großen Wurzeltellern die archäologische Fundschicht aufgedeckt.

2 Olzreute-Enzisholz. Auf den Brettern im Vordergrund befanden sich die Radfunde, dahinter Rutengeflecht von einer umgestürzten Wand (?). Im Profil die Schichtungen mehrerer Feuerstellen.



3 Das große Scheibenrad aus Ahornholz mit vier-eckigem Achsloch in Fundlage.



4 Backschaufel aus Ahornholz in Fundlage.



5 Im Gegensatz zu den großen Rädern zeigt dieses „Modellrad“ ein rundes Achsloch.



breitet war. Gut erhaltene Holzobjekte wie eine Backschaufel aus Ahornholz (Abb. 4) oder das Halbfabrikat eines Beilholmes aus Buchenholz, die auch in der Großen Landesausstellung zu sehen sind, verdeutlichen die exzellente Erhaltung organischer Materialien in der Siedlung. Von überregionaler Bedeutung sind die Radfunde in Olzreute-Enzisholz: Drei große Scheibenräder aus Ahornholz mit schwalbenschwanzförmigen Einschubleisten (Abb. 3) sowie drei kleine „Modellräder“ mit runden und viereckigen Achslöchern (Abb. 5), das Fragment einer Wagenachse sowie das fragliche Fragment eines Wagenkastens lassen erkennen, dass neue Technologien Einzug gehalten haben. Der Kulturschichtbereich, aus dem die Räder stammen, wurde im dendrochronologischen Labor des Landeamtes für Denkmalpflege in Hemmenhofen auf 2900 bis 2897 v. Chr. datiert. Damit gehören die Räder aus Olzreute-Enzisholz in die Gruppe früher Radfunde.

2014 durchgeführte Georadaruntersuchungen haben das bis dahin bekannte Bild der Siedlung völlig verändert: Die Straßenachse eines zweiten, bis dahin völlig unbekanntes Straßendorfes kreuzt die Befunde des bereits bekannten Dorfes der Goldberg-III-Gruppe (um 2900 v. Chr.). Die Häuserzei-

len beidseits der Straßen werden durch die Feuerstellen (helle Flecken) markiert (Abb. 6). Die diesjährige Grabung gilt dieser veränderten Befundsituation.

Schutz, Erhalt und Vermittlung

Die empfindlichen Fundstätten in Mooren und unter Wasser bedürfen einer intensiven fachkundigen Betreuung. Denn das UNESCO-Prädikat ist nicht allein eine Auszeichnung, sondern ganz besonders auch eine Verpflichtung zum Erhalt der Welterbestätte für nachfolgende Generationen. Schutzmaßnahmen sind deshalb von besonderer Bedeutung. In den Mooren bedrohen die Absenkung der Grundwasserpegel sowie Land- und Forstwirtschaft den Bestand der archäologischen Fundstellen. Im Olzreuter Ried wurden bereits Pegelmessstellen eingerichtet. In enger Zusammenarbeit mit den zuständigen Fachbehörden werden Konzepte zur Wiedervernässung des Moores und damit zum Schutz des archäologischen Kulturgutes erarbeitet.

Im Gelände sind die Fundstätten unsichtbar im Moor und unter Wasser verborgen. Erst die enge Zusammenarbeit von Archäologen und Naturwis-

senschaftlern kann diese Quellen der frühen Menschheitsgeschichte umfassend erschließen. Die Pfahlbauten sind deshalb in besonderem Maße auf die Vermittlung durch Wissenschaft, Denkmalpflege, Medien und Museen angewiesen. In der Großen Landesausstellung „4000 Jahre Pfahlbauten“ sind Funde und Befunde sowie die vielfältigen Ergebnisse der Forschung im In- und Ausland umfassend vorgestellt.

Die Grabung in Olzreute-Enzisholz bietet dem Besucher die seltene Gelegenheit, Originalbefunde von Häusern, Feuerstellen und andere Zeugnisse des Lebens in der Jungsteinzeit zu sehen. Zudem sind das dendrochronologische Feldlabor sowie die Fundbearbeitung dauerhaft vor Ort. Fachwissenschaftler aus den verschiedenen naturwissenschaftlichen Disziplinen informieren außerdem zu ihren jeweiligen Forschungsgebieten (Abb. 7).

Literatur

Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg/Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hg.): 4000 Jahre Pfahlbauten, Ostfildern 2016.

Staatsanzeiger-Verlag (Hg.): Pfahlbauten. Verborgene Schätze in Seen und Mooren, Stuttgart 2011.

Helmut Schlichtherle: Als die ersten Räder rollten ... Räder der Jungsteinzeit aus dem Olzreuter Ried bei Bad Schussenried, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege 39/3, 2010, S. 140–143.

Peter Suter/Helmut Schlichtherle: Pfahlbauten. UNESCO Welterbe-Kandidatur „Prähistorische Pfahlbauten rund um die Alpen“, Biel 2009.

Helmut Schlichtherle (Hg.): Pfahlbauten rund um die Alpen, Stuttgart 1997.

Praktischer Hinweis

An folgenden Terminen berichten Spezialisten aus ihren Fachgebieten:

2./3./30./31. Juli – Archäozoologie

16./17. Juli – Anthropologie

23./24. Juli, 20./21. August – Pollenanalyse

9./10. Juli, 27./28. August – Bodenkunde

23./24. Juli, 20./21. August – Geologie

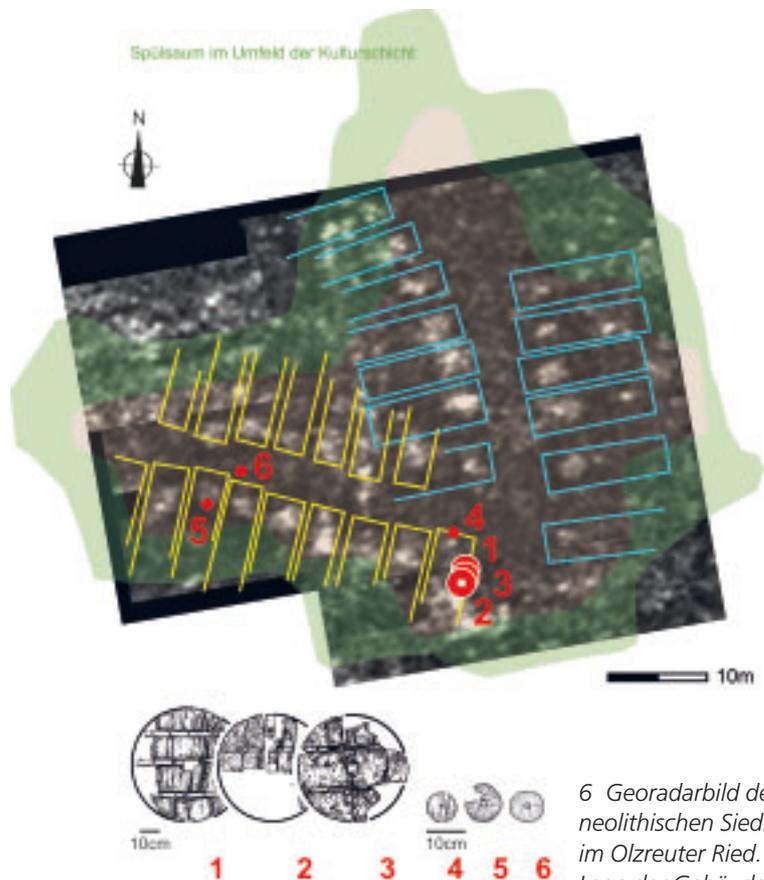
13./14. August, 3./4./24./25. September – Archäobotanik

Öffnungszeiten der Grabung

1. Juni bis 9. Oktober 2016

Mittwoch bis Sonntag

10–18 Uhr



6 Georadarbild der endneolithischen Siedlungen im Olzreuter Ried. Die Lage der Gebäude zweier verschiedener Dorfanlagen (A und B) ist einkiziert, zudem die Lage der großen Scheibenräder (1–3), der kleinen Modellräder (4–6) und das fragile Fragment eines leiterförmigen Fahrgestells.

7 Im eigens für die Grabung eingerichteten dendrochronologischen Feldlabor informieren sich Besucher über Methoden zur Untersuchung und Analyse von Holzfunden.

Sabine Hagmann

Insa Alice Lorenz

Dr. Oliver Nelle

Anja Probst-Böhm

Landesamt für Denkmalpflege im

Regierungspräsidium Stuttgart

Dienstszitz Hemmenhofen

Prof. Dr. Claus Wolf

Landesamt für Denkmalpflege im

Regierungspräsidium Stuttgart

Dienstszitz Esslingen



Viele Käfer, aber keine Vorratsschädlinge Fehlen Vorratsschädlinge in Feuchtboden- siedlungen wirklich?

Im Zuge der Ausgrabungen einer Reihe von Moorsiedlungen aus dem Federseeried in Oberschwaben, die um das 5. Jahrtausend v. Chr. bis ungefähr 2900 v. Chr. datieren, sind neben kulturellen Hinterlassenschaften, botanischen Großresten und Tierknochen auch zahlreiche Käferbruchstücke, zumeist Flügeldecken, erhalten geblieben. Diese Bruchstücke können in einem dauerfeuchten Milieu unter Sauerstoffabschluss und bei niedrigen Temperaturen Tausende von Jahren überdauern und heute – zusammen mit anderen Fragmenten von Wirbellosen wie beispielsweise Puparienhüllresten von Stuben- und Dungfliegen oder Körperteile von Hornmilben – einen Beitrag zur Umweltrekonstruktion und zu Fragen der Viehhaltung innerhalb der Siedlungen leisten.

Edith Schmidt

Was ist Archäo-Entomologie?

Entomologie ist die Insektenkunde, das heißt der Zweig der Zoologie, der sich mit den Insekten befasst. Die Archäo-Entomologie beschäftigt sich speziell mit Funden von Käfern und anderen Wirbellosen aus archäologischen Ausgrabungen. In prähistorischen Befunden bleiben überwiegend Käferflügeldecken erhalten, und wenn diese bestimmbar sind, können sie zu Umweltrekonstruktionen herangezogen werden, da jede Art ganz bestimmte Ansprüche an den Lebensraum in Bezug auf Bodenbeschaffenheit, Bewuchs, Feuchtigkeit und Nahrungsquellen stellt (Abb. 1). Für die Untersuchungen von Käferresten aus archäologischen Ausgrabungen können Proben selektiv aus ausgewählten Befunden entnommen werden oder die gesamte Siedlungsfläche wird – wie in der Feuchtbodensiedlung Torwiesen II am Federsee – in einem bestimmten Raster systematisch beprobt. Die entnommenen Proben werden dann im Archäo-Labor durch Siebe unterschiedlicher Maschenweiten geschlämmt und anschließend die Käferreste

daraus verlesen und diese mithilfe von Vergleichssammlungen bestimmt.

Da Käfer die größte Ordnung (Coleoptera) innerhalb des Tierreiches bilden, können diese bei entsprechenden Erhaltungsbedingungen auch zahlreich in archäologischen Fundschichten vorkommen. Dies zeigen Ausgrabungen von Latrinen, Brunnen, Vorratsgruben oder von Feuchtbodensiedlungen.

Typische Käferfaunen von Moorsiedlungen

Die Artenspektren von Wirbellosenresten aus verschiedenen Feuchtbodensiedlungen zeigen sehr ähnliche Verteilungsmuster (Abb. 2): Käfer, die in feuchten Biotopen heimisch sind, sowie Wasserinsekten dominieren die Fundspektren. Einige Dungzeiger wie Dungkäfer und Stubenfliegen belegen die Haltung von Rindern beziehungsweise deren Aufenthalt in den Siedlungen (Abb. 3), und nur wenige Käferreste stammen von Arten, deren Lebensräume sich außerhalb der Siedlungen be-

1 Funde von Käferflügeldecken sowie Puparienhüllreste von Fliegen und Körperteile von Hornmilben.



fanden und die offene Landschaftselemente beziehungsweise Anbauflächen sowie Wald und Gebüschanteile anzeigen. Von ganz besonderem Interesse in diesen Fundkomplexen sind Käferarten beziehungsweise Käfergesellschaften, die sich auf spezielle Habitats (Lebensräume) und/oder Nahrung spezialisiert haben und zum Beispiel nur an ganz bestimmten Pflanzen oder in bestimmten Substraten vorkommen. Von diesen wurden – wenn auch nur in geringer Anzahl – etwa Pflanzenschädlinge wie der Blattkäfer und der Kohlrüssler, die an Rübenpflanzen und an Kohl fressen, gefunden (Abb. 4). Vermutlich sind sie zusammen mit Erntepflanzen in die Siedlung Torwiesen II eingeschleppt worden. Aus dieser Siedlung am Federsee, einem Straßendorf der Horgener Kultur, wurden 3012 Wirbellosenreste ausgezählt, die 59 Käferarten zuzuordnen waren. Die Kartierungen der unterschiedlichen Käferarten innerhalb der Siedlung machen deutlich, dass nur ein geringer Teil der Käfer autochthon in der Siedlung lebte. Die meisten Käferreste stammen von Arten, die zusammen mit Baumaterialien, Futterpflanzen oder Erntegut in die Siedlung eingetragen worden waren (Abb. 6).

Importierte Vorratsschädlinge?

Vorratsschädlinge sind bisher in keiner der untersuchten Feuchtbodensiedlungen gefunden worden. Das war lange Zeit wenig verwunderlich, da in der Forschung die Annahme vorherrschte, in Mitteleuropa seien solche Schädlinge erst von den Römern im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. in die Provinzen nördlich der Alpen eingeführt worden. Unterstrichen wurde diese These durch massenhafte Funde von Vorratsschädlingen in römischen Siedlungen. Als jedoch in den letzten 20 Jahren eine Reihe bandkeramischer Brunnen aus dem 6. Jahrtausend v. Chr. zum Beispiel in Riegel, Baden-Württemberg, Erkelenz-Kückhoven, Nordrhein-Westfalen, Plaußig und Eythra, Sachsen, ausgegraben und in den Brunnenverfüllungen zahlreiche Käfer, darunter auch viele Vorratsschädlinge nachgewiesen wurden, zeigte dies, dass es in Mitteleuropa solche Schädlingkäfer schon lange vor den Römern gegeben haben musste. Eingeschleppt wurden sie demnach bereits von den ersten bandkeramischen Siedlern zusammen mit befallenen Vorräten und dem mitgeführten Vieh.

Gefürchteter Kornkäfer

Bei diesen Schädlingen wie dem Großen Getreidenager, Speck-, Diebs- und Messingkäfern sowie dem Kornkäfer, einem besonders gefürchteten Vorratsschädling, handelt es sich um Wärme liebende Arten, die in Mitteleuropa im Freien nicht

vorkommen. In allen bisher untersuchten Brunnen und Latrinen sind Flügeldecken und Kopfteile vom Kornkäfer am häufigsten und zahlreichsten überliefert (Abb. 5). Dieser Käfer, ein etwa 3 mm großer Samenfresser, der nur intakte Getreidekörner befällt, kann in unseren Breiten ausschließlich in menschlichen Behausungen, Ställen und Vorratslagern überleben. Dies gilt auch für andere, synanthrope Arten von Vorratsschädlingen. Obwohl Kornkäfer flugunfähig sind, können sie sich über befallene Vorräte innerhalb kurzer Zeit weit verbreiten. Begünstigt wird dies dadurch, dass die Käfer bei widrigen Lebensbedingungen wie Hitze und Kälte, Hunger oder Trockenheit in einer Starre über ein Jahr und länger – bis zur nächsten, im ungünstigsten Fall bis zur übernächsten Ernte – überdauern können. Zusätzlich betreiben die Weibchen eine besondere Brutfürsorge: Zur Eiablage beißen sie ein Loch in ein Getreidekorn, legen in dieses jeweils ein Ei und verkleben die Öffnung anschließend. Ein anfänglicher Befall bleibt so zunächst unbemerkt. Erst später, wenn die Käferlarven die Körner von innen her aufgefressen haben und die fertig ausgebildeten Käfer geschlüpft sind (Abb. 7), ist eine Schädigung feststellbar, denn zurück bleiben die leeren Getreidekörner. Da ein Weibchen bis zu 300 Eier ablegt und bei günstigen Bedingungen pro Jahr mehrere Generationen heranwachsen, kann dies zu großen Schäden an den Getreidevorräten führen.

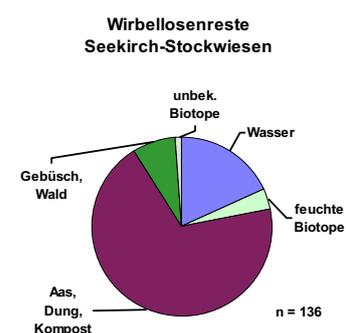
Wegbereiter für Schädlingsbefall und seine Folgen

Als Primärschädling ist der Kornkäfer zudem oftmals Wegbereiter für Schimmel- und Moderkäfer. Da sich die Kornkäferweibchen in so genannten Brutnestern zusammenrotten und durch Eigenbewegungen die Umgebungstemperatur um einige Grad erhöhen können, steigt zugleich auch die Feuchtigkeit im Getreide an, und der Befall von Milben sowie von Schimmel- und Moderkäfern ist die Folge. Solchermaßen befallenes Getreide verliert die Keimfähigkeit und wird durch Verunreinigung mit Schimmelpilzen und Sekundärbefall mit anderen Insekten für Menschen und Tiere ungenießbar.

„Problemkäfer“ auch in modernster Landwirtschaft

Heute ist der Kornkäfer weltweit verbreitet und auch in allen großen Getreidelagern vorhanden. Aufgrund seiner geringen Größe und der versteckten Entwicklung im Getreidekorn ist er schwer auszumachen, und trotz intensiver Bekämpfung kann häufig kein Zusammenbruch der Populationen erreicht werden, zumal in Getreidelagern Pestizide nur sehr eingeschränkt verwendet werden dürfen.

2 In den Insektenresten aus Feuchtbodensiedlungen am Federsee repräsentierte Biotope.



3 Reste des Dungkäfers als Dunganzeiger (5,5 mm).



Auf diese Weise können große Getreidevorräte eine intensive Durchseuchung erfahren, bevor der Befall manifest wird. Besonders kritisch war ein solcher Schädlingsbefall in den Jahren nach Ende des Zweiten Weltkrieges, in denen dieser oft erst beim Mahlen des Getreides bemerkt wurde und das Getreide aufgrund der Aushöhlung der Körner kaum Mehl erbrachte.

nen Kornkäferbefall vermeiden konnten. So deuten einige wenige Funde aus der Siedlung Torwiesen II darauf hin, dass Getreide wohl offen unter dem Dach gelagert wurde. Möglicherweise waren solche Dachlager zu kühl oder zu verraucht für ein Überleben der Käfer.

Keine Kornkäfer in Feuchtbodensiedlungen?

Denkbar ist auch, dass das Fehlen von Schädlingen in der Siedlung und in den Vorräten einer von mehreren Gründen war, in einem Niedermoor zu siedeln und damit Nachteile in Kauf zu nehmen, wie unter gewissen Umständen feucht-nasses Wohnen, mögliche Hochwasser mit Überschwemmungen innerhalb der Siedlung oder gar Wasser in den Häusern. Und in der Tat sind bisher niemals Kornkäfer oder andere Vorratsschädlinge in einer der inzwischen recht zahlreichen untersuchten Feuchtboden- und/oder Seeufersiedlungen gefunden worden. Möglicherweise war es den flugunfähigen Kornkäfern nicht möglich, aus eigener Kraft in diese Siedlungen zu gelangen, da Wasser und Feuchtgebiete für sie ein Ausbreitungshindernis dargestellt haben könnten (Abb. 9; 10).

Mögliche Gründe für das Fehlen von Kornkäferfunden in diesen Siedlungen könnten sein: Kornkäfer konnten sich zwar seit der Bandkeramik weltweit verbreiten, doch wurden sie in Mitteleuropa vom 6. Jahrtausend v. Chr. bis in die Neuzeit nur in (archäologischen) Befunden von Trockenbodensiedlungen entdeckt. In allen untersuchten Feuchtbodensiedlungen waren sie bisher nicht nachzuweisen. Vermutlich wurde Getreide wie Einkorn und Emmer hier – anders als in Trockenbodensiedlungen – nicht in Vorratsgruben innerhalb der Siedlungen deponiert, sondern in kleineren oder auch größeren mit Pech verschlossenen Vorratsgefäßen oder in weiter außerhalb der Siedlungen angelegten Vorratsgruben. Man darf annehmen, dass den Siedlern teilweise bekannt war, wie sie ei-

Möglich wäre aber auch, dass diese Käfer bei den selektiven Probennahmen nicht erfasst wurden. Spätestens bei den systematischen Probennahmen aus der Siedlung Torwiesen II wären diese Schädlinge, wenn es sie gegeben hätte, jedoch entdeckt worden, zumal die Erhaltungsbedingungen für (tote) Käfer in den Feuchtbodensiedlungen günstig sind. Demnach ist davon auszugehen, dass Kornkäfer in diesen Siedlungen tatsächlich nicht vorhanden waren.

4 Pflanzenschädlinge: Blattkäfer (oben) und Flügeldecke (2,2 mm); Kohlrüssler (unten) und Flügeldecke (3,8 mm).



5 Funde von Flügeldecken und Köpfen von Kornkäfern (3–4 mm).



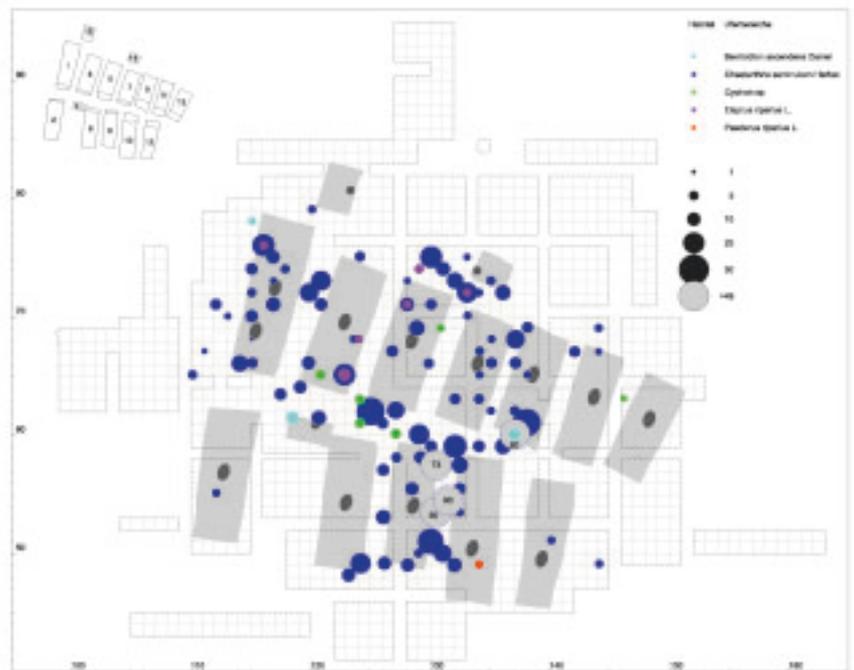
Andere Vorratsschädlinge im Bodenseeraum

Der bisher einzige prähistorische Schädling aus dem Bodenseeraum wurde in Singen-Offwiesen, einer Station der Hinkelstein-/Großgartacher Kultur aus der ersten Hälfte des 5. Jahrtausends v. Chr.,

im Kreis Konstanz gefunden (Abb. 8). Es handelt sich um den Schwarzen Getreidenager. Dieser stammte ursprünglich aus dem Vorderen Orient, ist aber heute – wie der Kornkäfer (Abb. 7) – ein Kosmopolit. Er kommt im Mehl in Mühlen und Bäckereien sowie in Getreide, Nüssen, Dörrobst und Gewürzen vor. Die Larven leben frei im Nährsubstrat. Besteht die Nahrung aus Getreide, fressen die Larven vor allem die Keime. Eine einzige Larve kann die Keimfähigkeit von rund 10 000 Getreidekörnern vernichten. Zur Überwinterung bohrt sich die Larve in Holz, Kork oder Papier eine Kammer. Der Schwarze Getreidenager ist ein Sekundärschädling und benötigt einen Primärschädling wie den Kornkäfer, der das Getreide „vorbereitet“. In Oberschwaben ist der Schwarze Getreidenager in den Nachkriegsjahren vorhanden gewesen, allerdings weniger häufig als der Kornkäfer, und er gilt wegen seiner Größe als weniger gefährlich, da die Anwesenheit dieser Käfer schneller bemerkt wird als ein Kornkäferbefall.

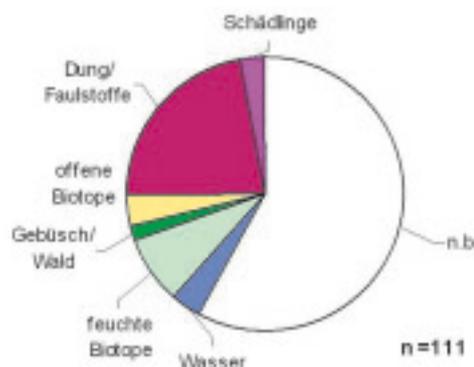
Fazit

Zu den Aufgaben der modernen siedlungsarchäologischen Forschung gehört auch die Rekonstruktion der Umwelt in frühgeschichtlicher Zeit. Von besonderem Interesse sind dabei die Wechselwirkungen zwischen menschlichen Siedlungstätigkeiten und Umweltveränderungen. Zur Informationsgewinnung tragen die unterschiedlichen naturwissenschaftlichen Disziplinen wie Pollenanalyse, Archäodendrologie, Archäobotanik, Archäozoologie, Sedimentologie, Paläolimnologie, Bodenkunde und schließlich auch die paläoökologische Interpretation anhand von Käferresten und anderen Wirbellosenfunden bei. So konnte mithilfe von Kornkäferfunden aufgezeigt werden, dass im Gegensatz zu Trockenbodensiedlungen alle bisher untersuchten Feuchtbodensiedlungen tatsächlich frei von diesen Vorratsschädlingen zu sein scheinen. Anhand von archäo-entomologischen Untersuchungen von Verfüllungen mehrerer bandkeramischer Brunnen konnte darüber hinaus gezeigt werden, dass Kornkäfer als synanthrope Arten vor fast 7000 Jahren von einwandernden



(sesshaften) Bauern versteckt in deren Vorräten aus dem Vorderen Orient nach Mitteleuropa eingeschleppt worden waren und diese Schädlinge demnach sehr viel früher als bisher angenommen,

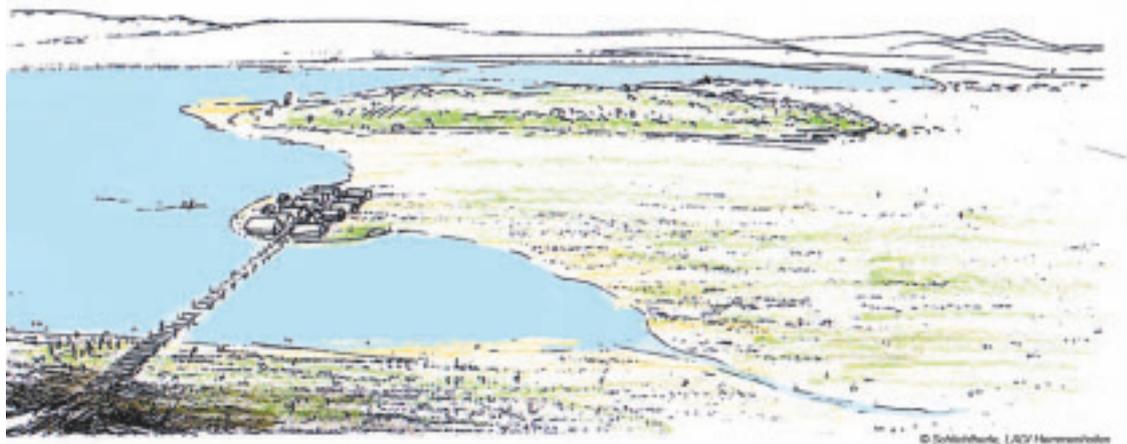
6 Feuchtbodensiedlung Torwiesen II: Verteilung der Käferfunde, die feuchte Biotope anzeigen, sowie diejenigen, die Kulturland repräsentieren.



7 Kornkäfer beim Schlüpfen aus einem Getreidekorn.

8 Insektenartenspektrum in der Siedlung Singen-Offwiesen um 5000 v. Chr.

9 Lage der Moorsiedlung
Torwiesen II am Federsee.



das heißt lange vor den Römern, bei uns in Mitteleuropa angekommen sind. Das macht deutlich, dass auch durch wissenschaftliche Untersuchungen archäologischer Käfer- und Wirbellosenresten unerwartete und zugleich wichtige Erkenntnisse zur Wirtschaftsweise prähistorischer Menschen gewonnen werden können.

Literatur

Edith Schmidt: Gegraben und wieder zugeschüttet, Wirbellosenreste aus einem römischen Brunnen aus Riegel, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 33, 2013, S. 597–607.

Edith Schmidt: Insektenkundliche Flächenuntersuchungen in der endneolithischen Feuchtbodensiedlung Torwiesen II Bad Buchau, Federsee (Kreis Biberach), in: Hemmenhofener Skripte 9, 2011, S. 281–337.

Edith Schmidt: Insektenreste aus der bandkeramischen Brunnenanlage Leipzig-Plaußig. Veröffentlichungen des Landesamtes f. Archäologie mit Landesmuseum f. Vorgeschichte Sachsen, Dresden 2010.

Edith Schmidt: Insektenreste aus drei römischen Brunnen der Grabung Hambach 512, in: Siedlungsgenese im Bereich des Hambacher Forstes 1.–4. Jh. n. Chr.

Hambach 512 und Hambach 516, hg. v. Tünde Kaszab-Olschewski, BAR International Series 1585, 2006, S. 153–171.

Edith Schmidt: Ökonomischer und Ökologischer Wandel am vorgeschichtlichen Federsee. Untersuchung II. Teil: Entomologische und malakologische Reste, in: Hemmenhofener Skripte 3, 2004, S. 160–186.

Glossar

Autochthone Arten

Am Fundort natürlich vorkommende, d. h. einheimische Arten.

Kosmopolit

Lebewesen, das im ihm zusagenden Biotop (Lebensraum) weltweit oder über weite Teile der Erde verbreitet ist.

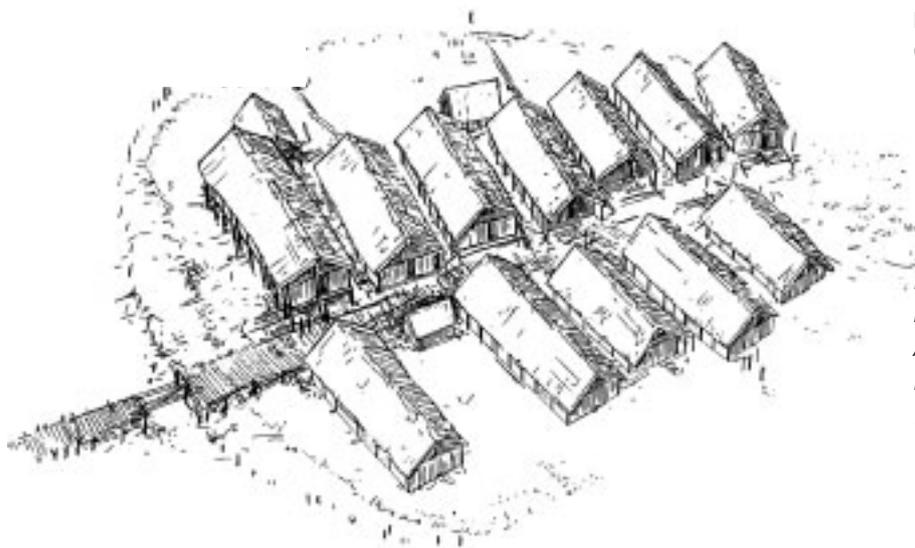
Puparienhüllen

In diesen findet der Umbau von der Larve zur ausgewachsenen (adulten) Fliege statt.

Synanthropie

Allmähliche Umstellung und Anpassung der Lebens- und Ernährungsweise wild lebender Tiere oder Pflanzen an den menschlichen Siedlungsbereich bzw. Lebensraum, die diesen Tieren zugleich eine warme Umgebung bieten. Synanthrope Arten kommen in Mitteleuropa im Freien nicht vor, wohl aber in deren Herkunftsländern, dem Vorderen Orient.

10 Rekonstruierter Dorfplan
der Moorsiedlung
Torwiesen II.



Dipl.-Biol. Edith Schmidt

Fakultät für Biologie

Abt. Evolutionsforschung und Ökologie der Tiere

Hauptstraße 1

79104 Freiburg

Mit der Leiter in die Römerzeit

Ein römischer Keller in Heidelberg-Bergheim

Im Bereich des Klinikums der Universität Heidelberg, Klinikum Bergheim, stieß man zwischen 1877 und 1878 bei Baumaßnahmen auf römische Siedlungsreste. Damals wurden als Teil der Wohnbebauung zahlreiche Steinkeller aufgedeckt und dokumentiert. Einzelne Keller blieben außerhalb der Bebauung, ein Kellerraum (Keller XI) ist heute noch zugänglich. Baubefunde von 1877/88 und eine Überprüfung des Erhaltungszustandes von Keller XI werden hier vorgestellt.

Anita Gaubatz-Sattler



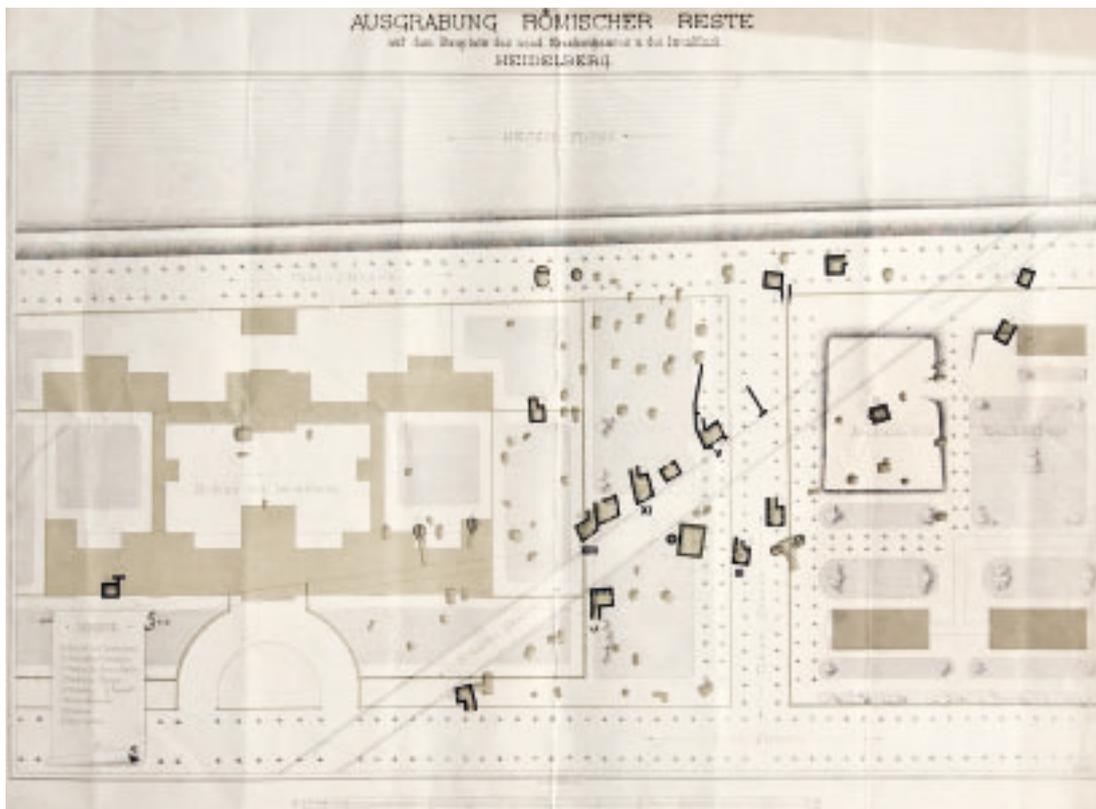
Zwischen 1877 und 1878 stieß man bei den Baumaßnahmen für das „Akademische Krankenhaus“ und die „Irrenklinik“ in Heidelberg-Bergheim an der Voßstraße und der Thibautstraße auf ausgedehnte römische Siedlungsreste, die ab einer Tiefe von 0,80 m unter dem damaligen Ackerboden zutage traten.

Die Untersuchungen wurden von Bauinspektor Schäfer mit staatlicher finanzieller Unterstützung durchgeführt. Franz Schäfer hat alsbald einen Bericht mit Planzeichnungen vorgelegt, der sich heute mit weiteren Unterlagen im Kurpfälzischen Museum in Heidelberg befindet, auch auszugsweise beim Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Dienststz Karlsruhe.

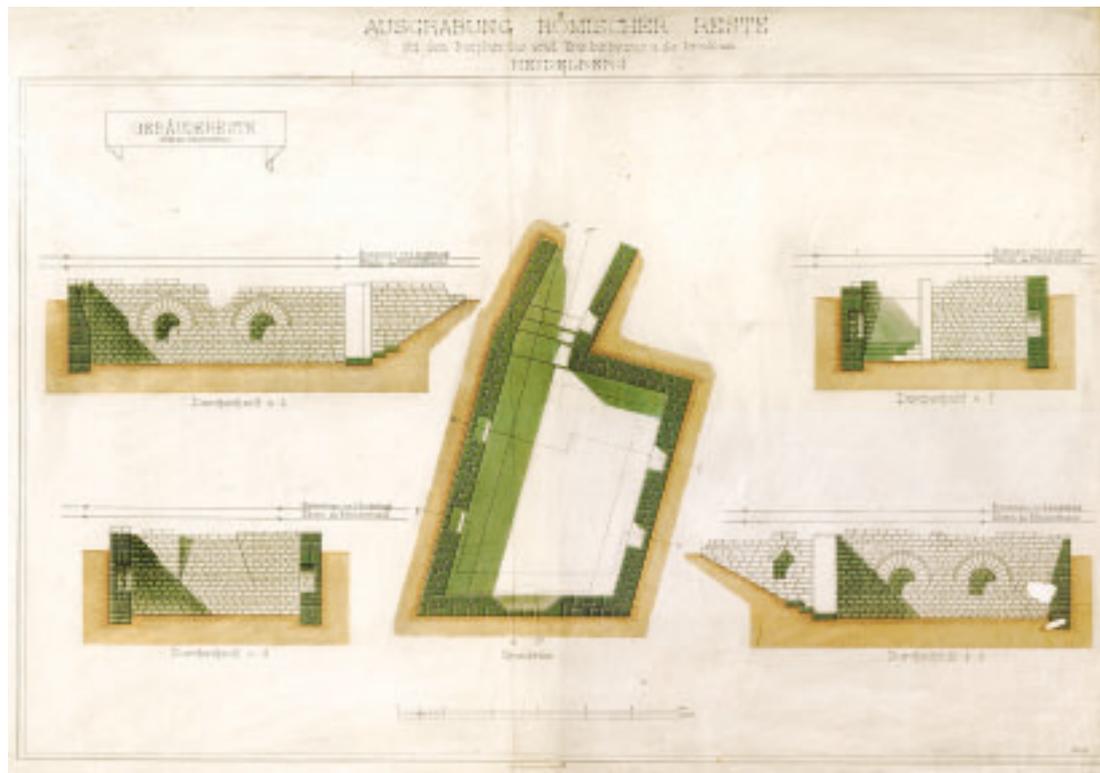
Römische Siedlung in Bergheim

Mit diesen teils großflächigen Ausgrabungen wurden erstmals Teile des so genannten Südvicus des römischen Heidelberg, das sich beidseits des Neckars erstreckte, aufgedeckt. Die Siedlung hatte nach heutiger Kenntnis eine Ost-West-Ausdehnung von etwa 300 m, in Nord-Süd-Richtung erstreckte sie sich bis zu 200 m. Der lateinische Name ist bislang nicht überliefert.

Von der antiken Siedlung wurden 1877/78 an einer auf die römische Neckarbrücke hinführenden, fast 9 m breiten Straße in Teilbereichen mindestens 17 nebeneinander liegende Gebäude mit gut erhaltenen Kellern aufgedeckt und untersucht (Abb. 1).



1 Plan der römischen Bebauung in Heidelberg-Bergheim, gezeichnet 1878. Einzelne Gebäude-nummern (z. B. III, V, XI, XIII) wurden zur Verdeutlichung eingefügt.



Neben den im Plan eingezeichneten Steinkellern wurden damals auch Erdkeller nachgewiesen, was eine mehrphasige Bebauung belegt. Auch erkannte man angetroffene Sockelsteine als Teile einer Fachwerkbauweise. Durch zahlreiche Ziegelfunde sind auch Ziegeldächer nachgewiesen. Das vielfältige Fundspektrum im Bestand des Kurpfälzischen Museums in Heidelberg weist auf eine Besiedlung vom 2. Jahrhundert bis nach der Mitte des 3. Jahrhunderts hin. Damals gefundene Mittelmeer-muscheln geben auch Auskunft über den antiken Speiseplan.

Während die Wohngebäude zur Straße hin orientiert waren, wurden im rückwärtigen Grundstücksbereich Brunnen, Gruben und Töpferöfen angetroffen, in denen man römische Gebrauchskeramik fertigte. Eine Parzellenlänge von bis zu 60 m ist für die mindestens 7 bis 8 m breiten Grundstücke in der römischen Siedlung zu erschließen. Diese langrechteckige Bebauungsstruktur beidseits der Straße wird auch Streifenhausbebauung genannt. Wandputzreste zeigen für die Wände eine Farbgebung in Gelb und Pompejanischrot, einzelne Dekorelemente auch eine ornamentale Wandgestaltung.

Details zu den Steinkellern

Die rechteckigen Steinkeller hatten meist eine Mauerstärke von bis zu 0,60 m. Die angetroffenen Mauerhöhen variierten zwischen 1,70 m und 2,20 m. Die Innenräume maßen durchschnittlich 3 m x 5 m. Einige Kellerwände hatten noch Reste von weißem Wandputz, mit rotem Fugenstrich

nachgezogen. Der etwa 2 m unter römischem Straßenniveau liegende Kellerboden bestand regelhaft aus anstehendem Boden. Dort wurden gerne Amphoren, die antiken Transportgefäße, in so genannten Amphorenstandlöchern aufgestellt. Die Keller waren über Treppenstufen, meist von der der Straße abgewandten Seite zu begehen. Viele Kellerräume hatten zur antiken Straße hin einen Lichtschacht.

Einige Befundbeobachtungen von 1877/78 sind besonders erwähnenswert: So stand in Keller XIII in der Raummitte noch ein Steintisch. Auf der fast quadratischen, etwa 0,80 m x 0,80 m großen Platte stellte man in römischer Zeit Vorräte ab.

In Keller III hatte man in den Kellerboden eine Art Schacht – wohl zur kühleren Vorratshaltung – gegraben, der mit einer Sandsteinplatte abgedeckt war.

In Keller XI waren sieben Meilensteine mit Kaiserennennungen aus der Zeitspanne 220 bis 260 n. Chr. deponiert worden, nach dem Ausgräber Schäfer lagen sie unregelmäßig übereinander. Auf jeder dieser runden, bis zu 2,20 m hohen Steinsäulen, die heute im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe ausgestellt sind, ist die Entfernungsangabe von 4 *Leugae* (eine gallische Längeneinheit von etwa 2,2 km) zum antiken Lopodunum (Ladenburg) zu lesen, was in etwa der tatsächlichen Entfernung von 9 km zum römischen Ladenburg entspricht. Keller XI war aufgrund der Datierung der jüngsten Leugensäule ab 260 n. Chr., zu einem Zeitpunkt, als der römische Limes aufgegeben wurde, nicht mehr in Benutzung.

Bereits 1878 gab es Bestrebungen, außerhalb der

Klinikbebauung liegende römische Gebäudeteile zu erhalten. In welcher Form man dies in die Tat umsetzte, ist im Detail nicht überliefert. In einem vorliegenden Plan aus dem Jahr 1903 ist ein „Römerhäuschen“ markiert, das im Bereich des heute noch erhaltenen Kellers (Keller XI) positioniert ist. Wie diese Baulichkeit ausgestaltet war, entzieht sich allerdings unserer Kenntnis. Möglicherweise war der Fundort der Leugensteine mit ausschlaggebend für den Erhalt dieses Kellerraumes. Schließlich gerieten die römischen Bauten auch bei der zuständigen Universitätsbauverwaltung in Vergessenheit, denn als man 1903 bei erneuten Baumaßnahmen auf einen Steinkeller stieß und diesen freilegte, merkte man nicht sofort, dass man Steinkeller V erneut aufgedeckt hatte. Der noch vorhandene Kellerbefund wurde eingemessen und fotografisch dokumentiert, konnte aber nicht erhalten werden.

Keller XI

Anders verhielt es sich mit Keller XI, der auch heute noch außerhalb der Bebauung liegt und zwischen den Gebäuden Thibautstraße 2 und 4 zugänglich ist. Wie den vorhandenen Unterlagen zu entnehmen ist, war dieser Keller erst durch Bauplanungen im Jahr 1969 der zuständigen Universitätsbauverwaltung erneut ins Gedächtnis gerückt.

Von diesem Kellerraum sind die Originalzeichnungen aus dem Jahr 1877 erhalten (Abb. 2). Diese offenbaren einen sehr guten Erhaltungszustand des Steinkellers, als er im August 1877 aufgedeckt wurde. Der spitzwinklig zur antiken Straße liegende Keller wurde damals mit Innenmaßen von etwa 3,60 m x maximal 4,70 m mit seinen Wänden steingerecht dokumentiert. Die Wände waren meist mit 18 Steinlagen und einer Höhe von etwa 1,80 m erhalten. Der etwa 1,20 m breite Kellereingang hatte noch die originalen Türgewände bis zur vorhandenen Mauerhöhe. Zwei Treppenstufen des Kellerzugangs wurden bei der Freilegung nachgewiesen, außerdem gab es vor dem Kellereingang auf der linken Seite eine 0,40 m breite Nische mit giebelförmigem Dach, die beim Türöffnen als Abstellmöglichkeit diente.

Der Kellerraum wies zur antiken Straßenseite hin einen bis zu 1,30 m breiten Lichtschacht auf. An beiden Querseiten befanden sich jeweils zwei 0,60 m hohe Nischen mit Rundbogen. Die sich fast exakt gegenüberliegenden Nischen waren symmetrisch zur Wandmitte angeordnet, alle vier Nischen hatten eine rechteckige Grundfläche von etwa 0,50 m x 0,30 m und dienten zur Aufbewahrung von Vorräten.

Bei einer Begehung im Januar 2013 wurde der Erhaltungszustand des römischen Kellers überprüft. Dabei wurde auch der noch vorhandene Baube-

fund erstmals fotografisch dokumentiert. Oberirdisch ist vom römischen Befund nichts zu sehen. Im „Vorgartenbereich“ zwischen den Gebäuden Thibautstraße 2 und 4 findet sich vielmehr ein etwa 1 m im Quadrat messender Betonschacht, der mit einem verschließbaren Metallgitter abgedeckt ist, eine mindestens seit 1969 existierende Konstruktion. Nachdem der Schlüssel über die Bauverwaltung der Heidelberger Universität organisiert war, stiegen Einhard Kemmet, Grabungstechniker des Kurpfälzischen Museums, und die Autorin, per Leiter in den römischen Kellerraum hinab (Abb. 3).

Der Einstieg erfolgte über eine im südwestlichen Eckbereich des Kellerraumes nachträglich angebrachte Leiter, die dem römischen Mauerwerk vorgeblendet ist. Beim ersten Rundumblick fielen im oberen Bereich feuchtere Wände auf, Bemoosung fand sich beim Eingangsbereich, dort war die Südwand durch das mehrtägige Regenwetter fast bis auf den Boden feucht.

Als Nächstes wurde festgestellt, dass der römische Kellerraum nicht mehr vollständig erhalten ist. Offenbar waren bei nicht dokumentierten Baumaß-

3 Herr Kemmet steigt in den Römerkeller (Keller XI).





4 Ostseite des Keller-
raums mit zwei Rund-
nischen.

5 Nordseite des Keller-
raums mit dem nachträg-
lich verschlossenen Keller-
eingang.

nahmen Veränderungen am antiken Befund vorgenommen worden, eine Beobachtung, die auch schon 1969 per Aktenvermerk vom damals zuständigen Gebietsreferenten, Hauptkonservator Dr. Albrecht Dauber, notiert worden war. Der Kellerraum hatte bereits damals bei einer Raumhöhe von etwa 1,80 m eine Betondecke erhalten, auch war der Lehmbooden teilweise betoniert beziehungsweise waren Versorgungsleitungen durchgelegt worden.

Die Kellerwände im Jahr 2013

Die original erhaltenen Kellerwände aus gelbem Kalkstein sind mit 18 Steinlagen noch fast 1,80 m hoch vorhanden, was nahezu der 1877 dokumentierten Höhe entspricht. Allerdings sind an zwei Wänden massive Eingriffe zu registrieren. An der Südwand, wo die Leiter vorgeblendet ist, sind größere Bereiche mit weißem Putz und rotem Fugenstrich – Quadersteine nachbildend – erhalten (s. Auftaktbild), eine beliebte Wandgestaltung römischer Kellerräume.

Das originale Mauerwerk der Südwand ist nur noch auf einer Breite von etwa 1 m vorhanden, während der restliche Wandabschnitt aus einer modernen Betonmauer besteht. Demnach ist der gesamte römische Wandbereich, wo ehemals der Lichtschacht zur antiken Straße positioniert war, bis zur Westwand hin in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entfernt worden.

Die Westseite mit den beiden Rundbogennischen, die ab einer Bodenhöhe von 0,50 m platziert wurden, blieb unverändert. Dies trifft auch für die Ostseite mit den beiden Nischen zu (Abb. 4). Gerade die gut erhaltenen Rundbögen zeugen von bestem römischen Maurerhandwerk. An den Innenwänden aller vier Nischen ist stellenweise noch weißer Putz vorhanden.

An der Nordseite war der ehemalige Eingang mit originalen Steinen, sicherlich aus dem Bereich der Südwand stammend, verschlossen und ein moderner Betonpfosten zur Stabilisierung eingefügt worden (Abb. 5).

Abschließend bleibt festzuhalten, dass das römische Mauerwerk nach fast 2000 Jahren in den Bereichen bestens erhalten ist, wo der moderne Mensch keine Eingriffe vorgenommen hat. Der römische Kellerraum wird auch weiterhin außerhalb der Bebauung bleiben.

Literatur

M. Mertens: Stadtkreis Heidelberg. Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, Band II.5. 2, Ostfildern 2013, S. 23–25 (Kulturdenkmal-Nr. 27).

W. Seidenspinner/M. Benner: Heidelberg. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg Band 32, Stuttgart 2006, S. 105–107 (Fundstelle 46); S. 109 (Fundstelle 51 und 52).

E. Wagner: Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer, alamannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden, Band 2: Das badische Unterland, Tübingen 1911, S. 287–295.

Dr. Anita Gaubatz-Sattler
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Karlsruhe

Ortstermin



Limes in Farbe Das bunte Limestor auf der Landesgartenschau 2016 in Öhringen

Schon oft sind am Limes Wachttürme, Gräben und Wälle, Palisaden und Mauern rekonstruiert, häufig Teile von Kastellen wiederaufgebaut worden. Noch nie machte man sich aber daran, einen Limesdurchgang nachzubauen. Im Rahmen der Landesgartenschau 2016 in Öhringen stellte sich das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart zusammen mit vielen Projektpartnern dieser Herausforderung. Es entstand ein Bauensemble der ersten Limesphase im Hohenlohischen, als Graben und Wall noch nicht existierten und eine Holzpalisade als Sperrwerk diente. Erstmals wurde dem Holz rekonstruierter Limesarchitektur Farbe verliehen: Das Tor, ebenfalls aus Holz, und die Palisade erhielten eine farbige Fassung. Die historischen Voraussetzungen für die Rekonstruktion eines Limestores sind vor Ort ideal: Öhringen liegt am Limes, der seit 2005 zum UNESCO-Welterbe „Grenzen des Römischen Reiches“ gehört. Und schon in römischer Zeit führte durch die Hohenloher Ebene – wie heute die A 6 – eine Straße von überregionaler Bedeutung. Deshalb müssen die Römer hier unweit zweier Kastelle und einer ausgedehnten Siedlung (Viculus Aurelianus) ein großes Limestor errichtet haben, das die Passage der Sperranlagen und die Kontrolle des Per-

sonen- und Warenverkehrs erlaubte. Spuren von dem Bau sind allerdings noch nicht zum Vorschein gekommen.



1 Rekonstruktion des Limestores auf dem Gelände der Landesgartenschau 2016 in Öhringen; Vorderseite.

2 Rückseite der Rekonstruktion in Weiß.



3 Limestor und Limesband. Eine Blutbuchenhecke und rotblühende Pflanzen als Begleiter bilden das Limesband, das einen imaginären Limesverlauf 100m östlich der Originallinie markiert.

Der Rekonstruktion des 9,7 m breiten und 5,1 m hohen Limestores liegen Ausgrabungsbefunde und Reliefdarstellungen zugrunde. Von besonderer Bedeutung sind die Reliefs der Trajans- und Markussäule in Rom. Auf den 200 m langen Reliefbändern, welche die Geschehnisse der Dakerkriege des Kaisers Trajan (98–117) und Markom-

annenkriege des Kaisers Marc Aurel (160–181) schildern, sind Tore unterschiedlicher Größe im Verbund mit Sperranlagen dargestellt. Sie bieten auch Details zur Gestaltung der Torflügel.

Es gibt keine Holzreste vom Limes, an denen Farbspuren nachgewiesen worden wären. Aber man weiß, dass römischer Steinarchitektur Farbe verliehen wurde. Entsprechend waren die Steinbauten am Limes dekorativ und bunt gestaltet. Es spricht viel dafür, dass die Holzbauten am Limes ebenfalls eine farbige Fassung trugen. Präsentiert wird deshalb in Öhringen ein Analogieschluss.

Farbvorbilder für ein Limestor gibt es nicht, weshalb der Bemalung der Torflügel eine spezielle Systematik zugrunde liegt. Die unteren Partien der Torflügel sind farblich der diesseitigen Welt verhaftet: Braun für den Boden und die Erde sowie Grün für die Vegetation. Die oberen Bereiche sind farblich dem Himmel zugetan: blau mit gelben Andreas Kreuzen. Ein Gelb, das für die Sonne, den Mond und die Sterne steht. Die Gestaltung der Palisade orientiert sich am Dekorschema von Wänden und Säulen, die oft über weiße Flächen mit roter Sockelzone verfügten. Dabei wurde der rote Sockel der Palisade auch über den Torrahmen samt Mittelpfosten geführt.

Im Kontrast zur Vorderseite steht die ganz in Weiß gehaltene Rückseite. Die den Germanen zugewandte Seite des Limes bildete die repräsentative Fassade des Bauwerks. Diese Situation sollte auch durch den Anstrich zum Ausdruck kommen.

Die Farbfassung des Limestores soll mit einer neuen, so noch nicht gewohnten Sicht auf den Limes konfrontieren. Die Antike war eben bunt, auch beim Militär.

Stephan Bender

Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen

Rezension

Casimir Bumiller: **Krieg, Fehde, Belagerung. Die Geschichte der Burg Albeck bei Sulz am Neckar. Mit Beiträgen von Dorothee Ade, Bertram Jenisch, Harald von der Osten-Woldenburg und Stefan Uhl**

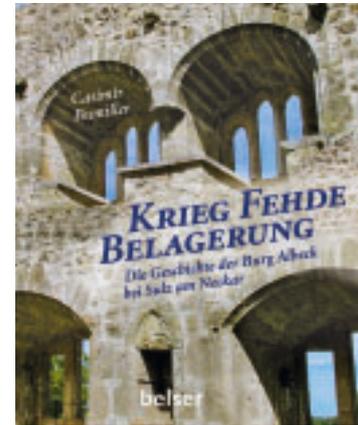
Stuttgart: Belser Verlag 2015, 228 S., zahlr. Abb. und Pläne, ISBN 978-3-7630-2724-8, 29,80 Euro

Moderne Monografien zu baden-württembergischen Burgen sind nicht besonders zahlreich. Deshalb freut es umso mehr, wenn über die Burg Albeck, eine der wichtigsten Burgen im mittleren Neckargebiet, nun eine neue Veröffentlichung vorliegt. Die Burg ist gut erhalten und wurde durch Bauforscher, Archäologen, Naturwissenschaftler und Historiker unter aktuellen Gesichtspunkten in den vergangenen Jahren untersucht. Ihre Ergebnisse liegen nun gesammelt vor. Den Anstoß zu den Untersuchungen gaben die Funde, die während der Restaurierungsmaßnahmen durch den „Förderverein Ruine Albeck e.V.“ von 1996 bis 2010 geborgen und danach dem Fachbereich Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit der Denkmalpflege übergeben worden waren. Stefan Uhl hat sich mit den noch erhaltenen Bauresten, insbesondere dem Hauptgebäude, beschäftigt (S. 144–177). Die Aufarbeitung der Funde wurde Frau Dorothee Ade übertragen (S. 178–215). Abgerundet werden die Ergebnisse durch geophysikalische Untersuchungen (S. 216–220). Gleichzeitig erfolgte die historische Analyse der Schriftquellen durch Casimir Bumiller, der auch die gelungene Redaktion der Publikation durchgeführt hat (S. 8–143). Aufgrund der Quellenlage liegt der Schwerpunkt auf der Auswertung der Schriftquellen, insbesondere zu den Herren von Sulz, den Herren von Geroldseck sowie den württembergischen Verwaltern. Erfreulich ist die Einbindung der bauhistorischen und archäologischen Erkenntnisse in den historischen Teil. Besonders bereichert wird das Buch durch zahlreiche farbige Abbildungen.

Die Entstehungszeit der Burg ist bislang nicht klar zu fassen. Die Burg wurde wohl um 1100 (als hölzerne Anlage?) gegründet. Diese Aussage kann jedoch nur anhand weniger Fundstücke getroffen werden. Der Erbauer könnte der 1092 belegte Graf Alwig von Sulz gewesen sein. Eine deutliche Zunahme der Funde ist in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu verzeichnen. In dieser Zeit dürfte der erste Ausbau in Stein erfolgt sein. Ebenfalls in dieser Zeit könnte die Filterzisterne mit einem sehr großen Volumen von etwa 700 m³ errichtet worden sein. 1222 wird die Burg in den Schriftquellen erstmals genannt. Der heute noch

erhaltene und gut restaurierte Zentralbau in Form eines Saalgeschossbaus wurde um die Mitte oder in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet und fällt somit in die Zeit der Herren von Geroldseck. In den folgenden Jahrhunderten wurden die Befestigungsanlagen ausgebaut. Adelsherrschaften hatten hier bis 1471/78 ihren Sitz. Aus diesem Zeitraum stammt auch die Masse der Funde. Dann fiel die Burg an die Grafschaft Württemberg, die von hier aus die zugehörige Herrschaft mehr als 200 Jahre durch Obervögte verwalten ließ. Wie viele andere Burgen war auch Albeck immer wieder Belagerungen, Eroberungen und Zerstörungen ausgesetzt, so zum Beispiel 1688. Dennoch gibt es auch bemerkenswerte Belege für eine hochstehende Tischkultur, wie ein gläserner Tischbrunnen. Danach wohnte nur noch der Hochwächter auf der Burg, der hier eine kleine Landwirtschaft betrieb. 1832 starb die letzte Bewohnerin der Burg. Ab etwa 1900 gelangte die Burg in den Blick der bauhistorischen Forschung, verbunden mit denkmalpflegerischen Ansätzen. Das vorliegende Buch ist eine gelungene Zusammenfassung der aktuellen Forschungen. Es ist redaktionell sehr ansprechend gemacht und sowohl für Laien als auch für Fachleute gleichermaßen nutzbar. Es gibt viele Burgen mit einem vergleichbaren Potenzial. Das vorliegende Buch setzt einen Standard, an dem sich künftige Veröffentlichungen orientieren können.

Andreas Haasis-Berner



Mitteilungen

Landesgartenschau in Öhringen 2016

Ausstellung „GartenTräume–GrenzRäume“ im Hofgut Cappel eröffnet

Am 22. April 2016 wurde die Ausstellung „GartenTräume–GrenzRäume“ des Landesamtes für Denkmalpflege auf der Landesgartenschau in Öhringen feierlich eröffnet. Der ehemalige Regierungspräsident Johannes Schmalzl und der Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Prof. Dr. Claus Wolf begrüßten das zahlreiche Publikum. Beata Hertlein, Leiterin des Referats Denkmalfachliche Vermittlung und zuständige Kuratorin, führte in die Ausstellung ein und gewährte einen Blick hinter die Kulissen. Für ein hochkarätiges Rahmenprogramm sorgten Sandmaler Christian Kaiser und Cellist Peter Nickel.

Ein erstes Resümee kann schon jetzt gezogen werden: Bislang besuchten pro Monat 18000 große und kleine Gäste die Ausstellung zu den beiden Schwerpunkten Gartenträume und Grenzräume. Auf 290 qm werden spannende Forschungser-

Zauberte faszinierende Bilder in Sand: Sandmaler Christian Kaiser bei der Ausstellungseröffnung auf der Landesgartenschau.



gebnisse zu den hohenlohischen Residenzgärten und zum römischen Erbe anschaulich präsentiert und der konservatorische Umgang mit den bedeutenden Kulturdenkmälern erklärt. Von den Besuchern gibt es durchwegs positive Rückmeldungen zur Konzeption, den Inhalten und der Gestaltung der Ausstellung.

Auf große Resonanz stößt auch das dazugehörige Rahmenprogramm mit Vorträgen und Führungen durch die Ausstellung, Walking Acts, Präsentationen der neusten Publikationen des Landesamtes für Denkmalpflege bis hin zu historischen Modenschauen und Sonderausstellungen. Ein besonderes Highlight waren die Interviews bei „Adel auf der Couch“ und die Beiträge der Limes Cicerones. Ein ganz eigenes Kapitel bildet das umfangreiche denkmalpflegepädagogische Kinderprogramm: Ob nun die Rallye „Den Römern auf der Spur“ oder „Gartenzwerge herstellen und gestalten“ – alle Angebote waren bisher restlos ausgebucht. Pro Aktionstag sind durchschnittlich 245 Kinder mit großer Begeisterung dabei.

22. April bis 9. Oktober, Landesgartenschau Öhringen 2016, Stallscheuer im Hofgut Cappel
Hier erfahren Sie mehr zur Ausstellung „Garten-Träume–Grenzräume“:

<http://www.denkmalpflege-bw.de/denkmale/landesgartenschau.html>

Oder laden Sie die kostenfreie Denkmal-BW-App herunter. Näheres dazu auf S. 221.

Reger Andrang bei der Ausstellung des Landesamtes für Denkmalpflege in der Stallscheuer des Hofgutes Cappel in Öhringen.



Tag des offenen Denkmals 2016

Eröffnungsveranstaltung und Nacht des offenen Denkmals
10. September 2016
Schwetzingen, Schlosstheater und Stadt

Ganz im Zeichen „Gemeinsam Denkmale erhalten“ steht der diesjährige Tag des offenen Denkmals, der bei Kennern und interessierten Laien als „TdoD“ schon fest im Kalender verankert ist. Der baden-württembergische Auftakt des TdoDs findet dieses Mal am Samstag, den 10. September 2016, in Schwetzingen statt. Dieses Jahr präsentiert sich die Eröffnungsveranstaltung im sprichwörtlichen Sinne auf einer ganz besonderen Bühne. Die Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg haben dem Landesamt für Denkmalpflege für diesen besonderen Anlass das Hoftheater des Schwetzingener Schlosses aus dem 18. Jahrhundert als Schauplatz zur Verfügung gestellt. Das Theater wurde von Nicolas de Pigage 1752 im Rokoko-Stil errichtet, später zum frühklassizistischen Theater umgestaltet und stellt heute das älteste noch erhaltene Rangtheater weltweit dar.

Herzlich möchten Sie Staatssekretärin Katrin Schütz vom Ministerium für Wirtschaft, Oberbürgermeister Dr. René Pörtl, die Geschäftsführer der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, Michael Hörrmann und Andreas Falz, sowie der Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Prof. Dr. Claus Wolf, zur feierlichen Eröffnung einladen!

Bereits um 16 Uhr können sich die Gäste bei einem Get together im Foyer des historischen Schlosstheaters zu Gesprächen und Begegnungen treffen. Der erste „Akt“ der großen Festveranstaltung beginnt um 17 Uhr mit Ansprachen, aufgelockert von einer tänzerischen Darbietung. Es folgt im zweiten „Akt“ ein auf das Motto zugeschnittenes Programm, mit einer Podiumsdiskussion verschiedener am Denkmalerhalt beteiligter Personengruppen zu ihren Intentionen und Herausforderungen.





Hoftheater im Schloss Schwetzingen.

kostenfrei in öffentlichen Häusern ausliegen und über das Landesamt für Denkmalpflege zu beziehen sein:

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Fachbereich Öffentlichkeitsarbeit
Berliner Straße 12
Fax: 0711/90445249

E-Mail:

tag-des-offenen-denkmals@denkmalpflege-bw.de
Ab Anfang September steht die komplette Broschüre auch auf der Homepage der Landesdenkmalpflege als Download zur Verfügung:
www.denkmalpflege-bw.de



Angebot der Denkmal-BW-App.

Nach der Eröffnungsveranstaltung öffnet sich der Vorhang zum fulminanten letzten „Akt“: der Nacht des offenen Denkmals mit einem vielfältigen kulturellen Angebot an und in Denkmälern der Stadt Schwetzingen. Mit einer Reihe von Highlights und Aktionen für große und kleine Gäste bietet sich den Besuchern der Stadt Schwetzingen mit ihrer Schlossanlage bis in die Abendstunden ein wundervolles Schauspiel. Mitarbeiter des Landesamtes für Denkmalpflege bieten Führungen durch den Eiskeller und das mit Wasserrädern betriebene obere Wasserwerk an. Exklusiv wird die „Ungeklärte Schönheit hinter verschlossenen Türen: Das dritte Obergeschoss im Schloss Schwetzingen“ zu besichtigen sein, bevor am kommenden Sonntag das Schloss nach seinem Umbau wieder eröffnet wird.

Spannung versprechen auch die Taschenlampenführungen der Mitarbeiter der Schwetzingener Schlossverwaltung durch den nächtlich illuminierten Schlosspark. Mit spektakulären Führungen und Schauspielinlagen trägt außerdem das Team der Stadt Schwetzingen zu dem einzigartigen Programm bei. Lassen Sie sich überraschen!

Am Sonntag, den 11. September 2016 findet bundesweit der Tag des offenen Denkmals statt. Auch in diesem Jahr bietet sich die Möglichkeit, Denkmale, die mehrheitlich verschlossen sind, aufzusuchen.

Für Freunde mobiler Medien steht in diesem Jahr erneut die „Denkmal-BW-App“ mit spannenden Funktionen wie zum Beispiel einer Rallye, Entdeckungsrouten durch die Stadt und vielem mehr zum Download bereit. Neben hilfreichen Informationen rund um die Eröffnungsveranstaltung, die Nacht und den Tag des offenen Denkmals beinhaltet sie einen Countdown, der sie im Vorfeld auf das „Denkmalwochenende“ einstimmt. Sie ist sowohl bei Google Play als auch im App-Store kostenfrei erhältlich.

Die entsprechende landesweite Broschüre zum Tag des offenen Denkmals, in der die Aktionen der Landesdenkmalpflege sowie alle für diesen Tag als „geöffnet“ gemeldeten Denkmale in Baden-Württemberg verzeichnet sind, wird ab August

Fachtagung „Barrierearmes Kulturdenkmal“

24. Oktober 2016
10.30 bis 17 Uhr
Stuttgart, Haus der Wirtschaft

Seit Mitte 2015 erarbeitet eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe unter Federführung des Landesamtes für Denkmalpflege einen Leitfaden für Behörden, Planer, Denkmaleigentümer und Verbände, die sich mit den Themen der Auffindbarkeit, Erreichbarkeit, Zugänglichkeit und Nutzbarkeit von Kulturdenkmälern und den gültigen Rechtsnormen wie der UN-Behindertenrechtskonvention, dem Landesgesetz zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen oder der Landesbauordnung Baden-Württemberg befasst und über die Einbindung von Verbandsvertretern der Selbsthilfeorganisationen eine hohe Praxisnähe erreicht. Die erarbeiteten Inhalte werden in die Tagung einfließen. So wird in Grundsatzvorträgen versucht, die Belange der Menschen mit Behinderungen und die Grundzüge denkmalfachlichen



QR-Code zur Denkmal-BW-App.

Oberes Wasserwerk in Schwetzingen.





Handelns darzustellen; ein weiterer Brückenschlag soll zwischen dem integrativen Planen und Bauen und einer Genehmigungsbehörde angestrengt werden.

Der Nachmittag wird von Werk-Berichten bestimmt sein, die die ganze Komplexität der Fragestellungen, die an einen Bauherren und Planer herangebracht werden, aufzeigen sollen. Es wird deutlich werden, dass das gesellschaftliche Bewusstsein einem Wandel unterworfen ist und endlich dem eigenständigen Leben aller Menschen mitten in der Gesellschaft ein hoher Stellenwert beigemessen wird, der sich auch an Umbau- und Modernisierungsmaßnahmen an und in Kulturdenkmalen in unterschiedlicher Trägerschaft, Nutzung und Zeitstellung zeigt.

Die Veranstaltung endet mit einer moderierten Diskussion und wird von einer Ausstellung begleitet. Alle Räumlichkeiten sind barrierefrei erreichbar. Anmeldungen sind über den Veranstaltungskalender auf der Homepage der Landesdenkmalpflege möglich. Dort kann man eintragen, sofern für die Teilnahme Hilfestellungen notwendig sind. Da die Teilnehmerzahl begrenzt ist, erfolgt eine Teilnahmebestätigung nach der Reihenfolge der Anmeldung. Zur Anmeldung: www.denkmalpflege-bw.de/barrierearmes-kulturdenkmal



Fachtagung „Die Revision der Sanierung? Denkmalpflege in zweiter Generation an Objekten des Neuen Bauens“

26. bis 28. Oktober 2016
Stuttgart, Bildungszentrum Hospitalhof, Büchsenstraße 33

Eine Kooperation des Landesamtes für Denkmalpflege mit der Kantonalen Denkmalpflege Zürich, der HTWG Konstanz, der Wüstenrot Stiftung und der Landeshauptstadt Stuttgart, Untere Denkmalschutzbehörde.

An vielen herausragenden Objekten des Neuen Bauens wie dem Bauhausgebäude in Dessau, der Stuttgarter Weißenhofsiedlung oder der Villa Tugendhat in Brunn sind in den 1970/80er Jahren erste grundlegende und häufig denkmalpflegerisch ambitionierte Sanierungen durchgeführt worden. Diese basierten zumeist auf bauhistorischen Recherchen und Voruntersuchungen, deren Erkenntnisse in die Sanierungskonzeption mit einfließen. Allerdings fehlten oft Erfahrungen im Umgang mit den Materialien und Konstruktionen der 1920er Jahre sowohl in technischer als auch in gestalterischer Hinsicht. Teilweise führten Modernisierungsmaßnahmen zu einem Verlust an Originalsubstanz und vermeintlich bessere technische Details zu neuen konstruktiven Schäden. Zusätzlich

gaben – besonders bei den Siedlungen – die Nutzungsbedürfnisse der Bewohner oder die finanziellen Bedingungen der Besitzer immer wieder den Handlungsrahmen vor.

Nun sind auch diese Sanierungen in die Jahre gekommen, und viele der Gebäude standen und stehen in den letzten Jahren wiederum im Fokus denkmalpflegerischen Handelns. Im Mittelpunkt der Tagung steht daher die Frage, inwieweit die Maßnahmen der 1970/80er Jahre heute selbst als eigenständige und erhaltenswerte Zeitschicht zu verstehen sind, prägen doch deren Ergebnisse bis heute unser Bild von der Moderne. Die Rückbauten, Erneuerungen oder Teilrekonstruktionen folgten häufig der erklärten Intention, im Sinne der ursprünglichen Architekten zu handeln, und waren jedoch selbst häufig auch ein Ausdruck des jeweiligen Zeitgeschmacks. Die Strategien des Umgangs mit diesen Zeitschichten sollen an wichtigen Bauten der Moderne im In- und Ausland vorgestellt, diskutiert und bewertet werden.

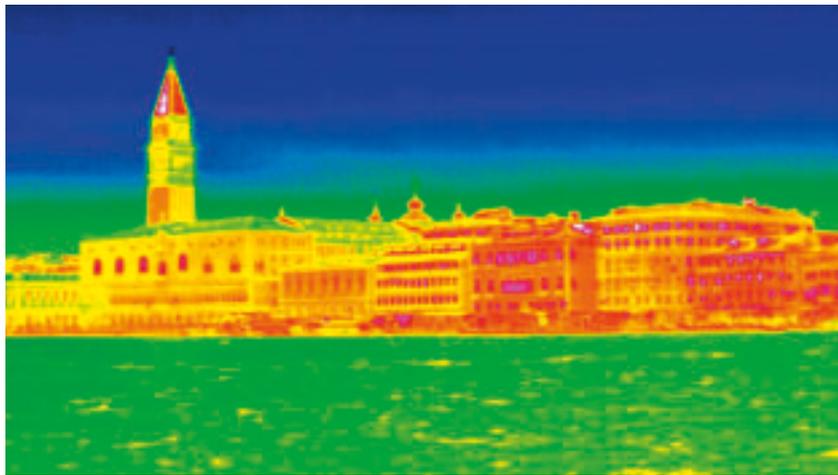
Ausgangspunkt für die Tagung ist der Abschluss eines bauhistorischen und denkmalpflegerischen Forschungsprojekts des Landesamtes für Denkmalpflege (Fachbereich Bauforschung, Baudokumentation, Fotografie) zur Weißenhofsiedlung in Stuttgart, dessen Ergebnisse im Rahmen der Tagung erstmals vorgestellt werden.

Für die Veranstaltung wird eine Tagungsgebühr erhoben. Die Anzahl der Teilnehmer ist begrenzt, Zusagen erfolgen nach Eingang der Anmeldung. Zu Programm und Anmeldung: www.denkmalpflege-bw.de/revision-der-sanierung

Aktuelle Forschung an Kulturdenkmalen – Energetische Sanierung historischer Gebäude

2. Teil der Vortragsreihe der Materialprüfungsanstalt Universität Stuttgart im WS 2016/2017

Die MPA Stuttgart präsentiert im zweiten Teil ihrer Vortragsreihe aktuelle Forschungsergebnisse an Kulturdenkmalen mit dem Schwerpunkt „Energetische Sanierung historischer Gebäude“. Die Nutzung historischer Gebäude stellt Anforderungen an Energieverbrauch und Komfort, die manchmal nur schwierig zu erfüllen sind. Neue Konzepte, die im Rahmen von europäischen und nationalen Forschungsprojekten erarbeitet wurden, haben die angepasste Sanierung unter Beachtung der Denkmalsubstanz im Fokus. Die Reihe beginnt im Wintersemester 2016/2017 am Mittwoch, den 26. Oktober 2016. Die Vorträge finden mittwochs zu den genannten Terminen um 19 Uhr im Gebäude Pfaffenwaldring 4 statt (Institut für Werkstoffe im Bauwesen, Hörsaal V 4. 01).



26. 10. 2016 Klimaneutraler Gebäudebestand bis 2050 – können denkmalgeschützte Gebäude und Quartiere einen Beitrag leisten? Herr Prof. Dr.-Ing. Harald Garrecht
07. 12. 2016 Bauphysikalische Leistungsfähigkeit des Bestandes, Risiken und Möglichkeiten der energetischen Verbesserung von Baudenkmalen. Frau Dipl.-Ing. Silke Vollmann, Landesamt für Denkmalpflege
11. 01. 2017 Verbesserung der Energieeffizienz und Nachhaltigkeit historischer Stadtquartiere in Europa – das EU-Projekt EFFESUS (www.effesus.eu). Herr Dr. Jürgen Frick
08. 02. 2017 Pudelmütze oder Käseglocke? – Energieberater für Baudenkmale auf der Suche nach dem richtigen Verbesserungskonzept. Herr Dipl.-Ing. Frank Eßmann, tha-Ingenieurbüro Eßmann, Mölln (2. Vorsitzender WTA-Deutschland)

In den folgenden Semestern sind weitere Themenschwerpunkte geplant, wie zum Beispiel „Minimalinvasive Untersuchungen an Wandmalerei“ und „Wie viel trägt ein historisches Gemäuer?“. Neben Wissenschaftlern der MPA werden auch externe Experten vortragen. Weitere Informationen und ein Flyer der jeweils aktuellen Veranstaltung sind unter www.mpa.uni-stuttgart.de verfügbar.

Ausstellung

Am Anfang steht das Denkmal

6. bis 23. September 2016
 Stadtarchiv/Bodenseebibliothek
 Max-Grünbeck-Haus, Katharinenstraße 55,
 88045 Friedrichshafen

Eröffnung: 2. September 2016 um 19 Uhr
 Di–Mi 9–12 und 13–17 Uhr
 Do 9–12 und 13–18 Uhr
 Fr 9–12 Uhr

sowie am Tag des offenen Denkmals, Sonntag 11. September 2016, 10–16 Uhr
 Eintritt frei

30. September bis 1. November 2016
 Marstall im Kloster und Schloss Salem, 88682 Salem
 Mo–Sa 9.30–18 Uhr, So 10.30–18 Uhr
 Freier Eintritt am Montag, 3. Oktober 2016 anlässlich des Kreisfamilienfests. An den übrigen Tagen ist zum Besuch des Marstalls eine Eintrittskarte für Kloster und Schloss Salem erforderlich.

Der Bodenseekreis ist ein Schwerpunkt in der vom Landesamt für Denkmalpflege und dem Kreisarchiv Bodenseekreis aktualisierten Ausstellung zur Inventarisierung von Denkmalen. Unter dem Titel „Am Anfang steht das Denkmal“ wird das weite Spektrum der Denkmalgattungen in Beispielen aus dem Land und dem Kreis gezeigt, darunter die oft unscheinbaren Denkmale des ländlichen Bauens, der städtische Wohnhausbau der Gründerzeit, Arbeitersiedlungen, Gartendenkmale, bewegliche und technische Kulturdenkmale. Auf großen Tafeln mit Abbildungen und knappen Texten werden Fragen beantwortet, die im Zusammenhang mit dem Denkmalschutz häufig aufkommen, zum Beispiel „Muss ein Denkmal Kunst sein?“, „Muss ein Denkmal alt sein?“, „Wie groß darf ein Denkmal sein?“, „Kann auch ein Stall ein Denkmal sein?“. An den dafür ausgewählten Kulturdenkmälern lassen sich die Bewertungskriterien der Denkmalpflege gut nachvollziehen.

Die große Vielfalt der Denkmalgattungen wird auch in dem vergleichsweise kleinen Gebiet des Bodenseekreises deutlich. Hier begegnet man vielfältigen Anlagen für die Schifffahrt wie Häfen, Lager- und Zollgebäuden, Kränen und Werfthallen. Auffällig ist auch die Zahl der älteren Gasthöfe und Hotels unter den Kulturdenkmälern. Sie resultiert aus der langen Tradition des Fremdenverkehrs, die wiederum zusammenhängt mit der weiteren Erschließung der Region durch die Eisenbahn rund um den Bodensee. In der Landwirt-

Vortragsreihe MPA: Terrassenbau in Schramberg. Rechts: Venedig, thermografische Aufnahme im Dezember 2016.



Am Anfang steht das Denkmal: Das denkmalgeschützte Rebwächterhaus bei Meersburg zeugt vom regional-typischen Weinbau.



schaft spielen Wein- und Hopfenanbau eine wichtige Rolle, auch hier gibt es besondere bauliche Hinterlassenschaften vom Rebwächterhaus bis zum Torkel sowie Trockenvorrichtungen für den Hopfen.

Neuerscheinung

4000 Jahre Pfahlbauten

Hg. v. Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg und Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart Ostfildern 2016, 448 S. mit ca. 650 meist farb. Abb.
ISBN 978-3-7995-0676-2, Ausstellungsangabe 29 Euro, Buchhandelsangabe 39 Euro

Der umfangreiche, großzügig bebilderte Begleitband zur Ausstellung, verfasst von einem international und interdisziplinär hochrangig besetzten Autorengremium, ist das neue Standardwerk zu den prähistorischen Pfahlbauten rund um die Alpen, von der ersten Entdeckung im 19. Jahrhundert bis zur Ernennung der Pfahlbauten zum UNESCO-Welterbe 2011.

Im Zentrum stehen die Pfahlbauten in Baden-Württemberg, es werden aber alle relevanten Zeitepochen und Kulturgruppen der Steinzeit und Bronzezeit von Slowenien und Italien bis hin zur Schweiz und Frankreich behandelt.

Die guten Erhaltungsbedingungen von organischem Material gewähren den Archäologen durch die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit den Naturwissenschaften einzigartige Einblicke in die versunkene Welt der Pfahlbauten. Kleidungsstücke ihrer Bewohner, Reste von Mahlzeiten, deren verdaute Überreste, steinzeitliche Kaugummis oder auch Hygieneartikel zeichnen ein überraschend plastisches Bild dieser Epoche. Durch die Beschäf-

tigung mit Umweltbedingungen und klimatischen Veränderungen erschließen sich Landnutzung und Landschaftswandel vom Neolithikum bis zur späten Bronzezeit. Absolutes Highlight ist die Vorstellung der ältesten Wandmalereien nördlich der Alpen aus dem Kulthaus von Ludwigshafen mit sieben Frauenfiguren als Ausdruck früher Ahnenverehrung.

Vorgestellt werden auch Techniken und Materialien der Stein- und Bronzezeit, darunter Innovationen, die die Gesellschaft von Grund auf veränderten. Bereits vor 5000 Jahren, noch vor Erfindung der Bronze, existierte ein europaweites Handelsnetz, über das Produkte wie italienischer Feuerstein oder Mittelmeermuscheln über weite Strecken verhandelt wurden. Auch die Transportwege und Transportmittel mit den ältesten Rädern der Welt stehen im Fokus der Betrachtungen.

Personalia

Georg Bohrer zum 90. Geburtstag

Georg Bohrer aus Breisach-Oberriemsingen ist der dienstälteste ehrenamtlich Beauftragte der Archäologischen Denkmalpflege im Regierungsbezirk Freiburg. Am 14. April durfte der rüstige Jubilar bei guter Gesundheit seinen 90. Geburtstag im Kreis der Familie feiern. Er blickt auf ein ausgefülltes Leben zurück, das er immer noch aktiv gestaltet. Neben vielem ehrenamtlichem Engagement ist er seit fast 70 Jahren (!) ehrenamtlich für die Denkmalpflege tätig. In zahlreichen Publikationen arbeitete er die Heimat-, Orts- und Familiengeschichte seines Wohnorts und dessen Umgebung auf. Noch im Herbst letzten Jahres lieferte er die Scherben einer römischen Fundstelle mit einem Fundbericht am Freiburger Dienstsitz ab. Wir wünschen unserem ehrenamtlichen Mitarbeiter weiterhin gute Gesundheit.

Abbildungsnachweis

U1, U2ol RPS-LAD, Jochen Ansel; S149 Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg; S150o Landesmedienzentrum Karlsruhe; S150u, S152u, S153l, S155or Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg; S151 Landesmedienzentrum Baden-Württemberg, LM2451886; S152o, S155ol, S155u Meike Kirscht; S153r bearbeitete Darstellung, Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg; S154o Karolin Böhm; S154u Generallandesarchiv Karlsruhe; S157, S159u, S160o, S163 RPS-LAD, Jochen Ansel; S158l, S158m Fokus Leipzig; S158r, S161o Hofmeister/Schick; S159o Archiv RPS-LAD (Historische Aufnahme, Neg. Nr. 11773); S160u Präparation und Auswertung: Sabine Hofmeister, Christiane Kritzer, Silke Schick; S161u RPS-LAD, FP; S162 RPS-LAD, Christine Gerling; S164o © dpa-Zentralbild, Peter Endig; S164–165 Michael Goer; S166 Luftbild Helmut Kratz, Hauenstein; S167o, S170m, S174u Anja Brodbeck-Holzinger, Tübingen; S167u RPS-LAD, Teresa Kolar; S168 Roman Legner, Bad Mergentheim-Löfelfelsteln; S169 RPS-LAD, FP; S170o RPS-LAD Baudokumentation; S170u Johannes Grau, Bietigheim-Bissingen; S171 Architekturbüro Vix, Niederstetten; S172 Bildplan RPS-LAD Baudokumentation, Kartierung: Anja Brodbeck-Holzinger, Tübin-

gen; S173, S175 Roland Lenz, ABK Stuttgart; S174o Labor DREWELLO & WEIßMANN, Bamberg; S177o, S179o, S179u, S180or, S180u Margrit Timme; S177ul, S180ol Neda Pahlevan-Schanen; S177ur Helene Maier; S178 Nachlass Zimmermann-Nestle; S179m Katalog Christoph & Unmack: Nordische Blockhäuser; S181o Weissenhofmuseum im Haus Le Corbusier; S181u RPS-LAD, FP; S182 Inken Gaukel; S183o aus: Die Form, 1933, Heft 8, S. 289; S183ul aus: Nissen 2005; S183ur, S184o, S185u RPS-LAD, BH; S184u Amt für Baurecht und Denkmalschutz Heidelberg, Bauakte; S185o, S186u aus: Die Form, 1933, Heft 8, S. 292; S186o RPS-LAD, Melanie Mertens; S187 aus: Heraklith. Technische Anleitungen, Hg. Deutsche Heraklith AG, München, Leipzig 1939; S188 Architekturmuseum der TU München, Foto Max Baur; S189–193 King; S194, 197m–198o, S199u–200mo RPS-LAD, Teresa Kolar; S195 RPS-LAD, Dörthe Jakobs; S196o Roth/Kolar; S196u, S197o Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Donaueschingen; S198u, S200mu Dronometer/Kolar; S199o Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Donaueschingen/Dronometer; S201o, S202o aus: Stadterneuerung in Sindelfingen (Sindelfingen 1969), nach S. 54; S201u aus: Stadterneuerung in Sindelfingen (Sindelfingen 1969), nach S. 50; S202u–203o Martin Strotz; S203u Häuserbuch Stadtarchiv Sindelfingen; S204 Stadtarchiv Sindelfingen; S205o, S206o, S206ul RPS-LAD,

W. Hohl; S205u RPS-LAD, J. Königer; S206ur RPS-LAD, H. Schlichterle; S207o Radarbild: RPS-LAD, H. von der Osten-Woldenburg. Grafik: RPS-LAD, W. Hohl/A. Kalkowski; S207u RPS-LAD, S. Hagmann; S208–211 E. Schmidt; S212 RPS-LAD, H. Schlichterle; S213o, S216 Einhard Kemmet, Kurpfälzisches Museum Heidelberg; S213u–214 RPS-LAD; S215 RPS-LAD, Anita Gaubatz-Sattler; S217o Doris Köhler, Zweiflingen; S217u RPS-LAD, Beata Hertlein; S218 RPS-LAD, Irene Plein; S219 Belsler Verlag Stuttgart; S220o, S220ul RPS-LAD, Marion Friemelt; S220ur RPS-LAD, Beata Hertlein; S221o Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg; S221u RPS-LAD, Michael Hascher; S222 RPS-LAD; S223ol Arch. Manz/Firmengebäude Junghans; S223or MPA Stuttgart; S223u RPS-LAD, FP; S224 Jan Thorbecke Verlag Ostfildern.

RPS-LAD = Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart; OB = Otto Braasch; KF = Karl Fisch; IGM = Iris Geiger-Messner; BH = Bernd Hausner; YM = Yvonne Mühleis; FP = Felix Pilz; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz; LGL = Landesamt für Geo-information und Landentwicklung Baden-Württemberg.



- ① **Schwetzingen**, Gartendenkmalpflegerische Maßnahmen im Schwetzingener Schlossgarten, S. 150ff.
- ② **Bad Mergentheim**, Heiligenfiguren in der katholischen Marienkirche, S. 157ff.
- ③ **Mundelsheim**, Wandmalereien in der Kilianskirche, S. 167ff.
- ④ **Stuttgart-Degerloch**, Haus Dr. Felix Schottlaender, S. 177ff.
- ⑤ **Heidelberg**, Albert Speers Zweifamilienhaus, S. 183 ff.; römischer Keller S. 213ff
- ⑥ **Rottweil**, Jugendherberge im früheren Klostergebäude, S. 189ff.
- ⑦ **Heiligenberg**, Schlosskapelle, S. 194ff.
- ⑧ **Sindelfingen**, „Freunde der Sindelfinger Altstadt“, S. 201ff.
- ⑨ **Olzreute-Enzisholz**, Moorarchäologische Untersuchungen, S. 205ff.
- ⑩ **Federsee**, Käferreste aus Feuchtbodensiedlungen, S. 208 ff.
- ⑪ **Öhringen**, Limestor auf der Landesgartenschau, S. 217f.

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt zurück, rufen Sie uns an oder senden Sie uns eine E-Mail. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Absender

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum Unterschrift

Bitte freimachen. Danke.

An das Landesamt für Denkmalpflege
Öffentlichkeitsarbeit
Postfach 102311

70019 Stuttgart



Die Landesdenkmalpflege

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 1958. **Bestellmöglichkeiten für die Zeitschrift s. unten im grauen Kasten.**

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444
E-Mail:
**nachrichtenblatt@denkmalpflege-
bw.de**

Dienstszitz Freiburg

Sternwaldstraße 14
Günterstalstraße 67
79102 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Dienstszitz Karlsruhe

Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 40 225

Dienstszitz Tübingen

Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 24 31

Dienstszitz Hemmenhofen

Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77- 0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 110

Dienstszitz Konstanz

Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg Oberste Denkmalschutzbehörde

Neues Schloss
Schlossplatz 4
70173 Stuttgart
Telefon 0711 / 1 23 - 23 49
Telefax 0711 / 1 23 - 24 74
E-Mail: Poststelle@mfw.bwl.de

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift

Bestellung und Adressänderungen

- Tel. 071 56 / 1 6591-335
- nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de
- nebenstehende Postkarte
- www.denkmalpflege-bw.de

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ berichtet und informiert seit mehr als 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand aus dem Bereich der Bau- und Denkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.